

DIE WELTWOCHEN



Angriff aufs Essen

Grüne Politiker und Brüsseler Bürokraten greifen den Bürgern in die Teller.

David Schnapp

Frieden mit Russland

Wie dank Moskau eine gerechte Weltordnung entstehen kann. *Dmitri Trenin*

Meine Sommer mit den Murdochs

Sie sind das Vorbild der Hit-Serie «Succession».

Nur viel lebenswerter. *Petronella Wyatt*

Simone de Beauvoir
Sie gilt als Vordenkerin
der Gender-Ideologie.
Eine Richtige



DIE FARBE DER EXZELLENZ

Das ist unser grünes Siegel – seit 2015 das neue Gütezeichen für die Uhrmacherkunst von Rolex. Obwohl es sich in nichts von anderen offiziellen Siegeln unterscheidet, machen es seine Beschriftung und Farbe einzigartig. Das Grün zeugt von den höchsten Qualitäts- und Leistungsstandards, die für jedes einzelne Element unserer Uhren gelten: Präzision, Wasserdichtigkeit,

Autonomie, Zuverlässigkeit und Langlebigkeit. Denn dieses schlichte Siegel zeugt von der langen Reise, die jede einzelne Uhr in unseren Werkstätten durchläuft – vom ersten Entwurf bis zum letzten Test vor der Auslieferung. Von allen Komponenten unserer Uhren ist dieses Siegel in der Herstellung nicht das Schwierigste, doch sein Wert ist immens.

#Perpetual

BUCHERER
1888


ROLEX

Was ist bloss mit den Amerikanern los?

Kürzlich hatte ich ein Gespräch mit einem guten Bekannten, ausgezeichneten Journalist, Deutscher, Herausgeber einer bedeutenden Zeitung, ich verehere ihn. Wir sind beim Thema Ukraine-Krieg gegenteiliger Meinung. Er findet, ich lasse mich allmählich vom «Antiamerikanismus» mitreissen. Ich widerspreche. Ja, ich kritisiere die US-Regierung derzeit ziemlich heftig. Aber ich bin nicht gegen die USA, ganz im Gegenteil.

Die USA sind grossartig, ein inspirierendes Land der Freiheit. Ich rechne ihnen hoch an, dass sie im Zweiten Weltkrieg Europa von den Nazis befreit haben – zusammen mit den Russen und den Briten, was wir nicht vergessen dürfen. Die USA sind ein Land der Siedler, der Pioniere und der Verfolgten, der Freiheitskämpfer und der Leute, die ihr Leben gegen Widerstand selber in die Hand genommen haben, ein Schmelztiegel der Völker, aber geeint in einem Geist der Freiheit und der Vielfalt.

Fantastisch.

Die Amerikaner haben aber auch, wie alles Menschliche, weniger erfreuliche Eigenschaften. Dazu zähle ich eine bestimmte Form des religiösen Fanatismus, der protestantischen Frömmerei. Ich halte ein religiöses Bewusstsein, eine christliche Grundierung der Kultur für eine grosse Stärke. Das Problem aber fängt an, wenn der Glaube in Trunkenheit umschlägt, in Selbstüberhöhung und die falsche Überzeugung, man sei dem lieben Gott näher als andere, weil man intensiver an ihn glaube.

Dieser Wesenszug ist Teil der amerikanischen Identität, das Gefühl des Auserwähltheits nicht im Sinne einer Bürde und Verantwortung, sondern im Sinne einer aktiven Sendung, einer Bevorzugung, einer Vorrangstellung vor Gott. Dieses Denken kann politisch in Messianismus umschlagen, konkret in Imperialismus, Herrenreitergehebe, in Arroganz und Machtgebaren. Das Problem verschärft sich bei grosser Macht, denn Macht korrumpiert, und absolute Macht korrumpiert absolut.

Das scheint mir heute das Problem der US-Regierung zu sein. Sie scheitert an einem übermotivierten Idealismus, der eigentlich eine Stärke ist, der einen aber blind macht für die Interessen der anderen. Mischt sich der überschüssige Idealismus mit Unsicherheit, wird er toxisch, aggressiv, gefährlich. Das scheint mir

jetzt der Fall zu sein. Diese amerikanische Regierung ist im Begriff, die Ideale der amerikanischen Republik zu verraten. Sie huldigt amerikanischem Imperialismus.

Ich hatte vor vier Jahren ein interessantes Gespräch mit einem führenden amerikanischen Politiker. Er warnte vor China, nannte die Chinesen einen Todfeind der USA. Als ich ihn nach den Gründen fragte, kam eine aufschlussreiche Antwort. Er sagte, die Chinesen seien deshalb für die Amerikaner eine Bedrohung, weil sie durch ihre Tüchtigkeit, ihre Intelligenz und ihren Fleiss die Amerikaner überflügeln, schlagen würden in ihrer ureigenen Domäne: dem Wettbewerb.

Dieser Politiker sah in den Chinesen also nicht einen systemischen Rivalen, wie es China und die Sowjets im Kalten Krieg waren, sondern er sah sie als bessere Amerikaner im ureigenen Spiel der Amerikaner, dem Wettbewerb. Das war eine einigermaßen erschütternde Feststellung für mich, waren doch die Amerikaner für mich bis jetzt die Champions des wirklich freien Wettbewerbs. Irrtum. Anscheinend bevorzugen sie den Wettbewerb nur so lange, wie sie am Ende immer gewinnen.

Die USA sind verunsichert. Wohl auch deshalb berauschen sie sich an ihrer eingebildeten Auserwähltheit, übertreiben sie den Idealismus, den Moralismus, verdrängend oder nicht erkennend, dass sie dadurch ihren eigenen Grundsätzen untreu werden: Freiheit, Vielfalt, Toleranz. Wir Europäer leben auf einem Kontinent der Kriegsverlierer, der Geschädigten. Wir wollen keine Kriege mehr. Die Amerikaner haben gut Krieg führen in Europa oder in Asien – sie merken davon viel weniger als wir.

Eben hat Ron DeSantis seine Kandidatur fürs Weisse Haus bekanntgegeben. Ich bin etwas enttäuscht. Ich finde den Kampagnenstart unsicher, neben der Zeit. DeSantis wirkt auf mich wie ein Regionalpolitiker auf einer zu grossen Bühne. Vielleicht kommt's ja noch. Über die Weltlage sagt er nichts, er redet von inneramerikanischen Problemen. Aber die Welt braucht heute einen klugen Real- und Geopolitiker im Weissen Haus, einen, der die Brände löscht, die seine Vorgänger gelegt haben.

Ich bin für die USA. Die USA sind die wichtigste Macht auf Erden, aber sie sind nicht die einzige, und sie sollten auch nicht den Anspruch erheben, es zu sein. Heute scheinen sie für selbst-

verständlich zu nehmen, dass sie anderen Staaten und Zivilisationen Befehle erteilen, amerikanische «Werte» und amerikanische Interessen allen anderen aufzwingen können. Das ist falsch, vor allem ist es gefährlich, weil es das Risiko von grossen Kriegen erhöht.

Henry Kissinger, der grosse Diplomat, warnt vor einem dritten Weltkrieg. Er sieht den Handlungsspielraum der Grossmächte immer enger werden. Man manövriere sich wechselseitig in Ecken, aus denen man nicht mehr herauskomme. Ein Krieg zwischen den USA und China wäre schlimmer als der Erste Weltkrieg, mahnt der bald Hundertjährige. Seine Kritik zielt auf Washington. Die Biden-Regierung schnürt China bündnispolitisch immer weiter ein. Der Stresspegel steigt.

Europa ist unsichtbar. Ich sehe keine Führung. Die Deutschen hängen am Rockzipfel der USA. Das Wort «Vasall» ist noch zu freundlich, denn Vasallen hatten gegenüber ihren Lehnsheerherren im Mittelalter immerhin noch gewisse Widerstands- und Unabhängigkeitsrechte. Vielleicht ist der Ausdruck «Sklave» passender. Die Briten heizen die Konflikte an. Die Polen und Balten haben mit Russland imperiale Rechnungen offen. Ungarn scheint die letzte vernehmliche Stimme der Vernunft.

Die Welt braucht mehr Gleichgewicht, weniger amerikanisches Übergewicht. Die USA irren, wenn sie glauben, ihre unipolare, einsame Vorrangstellung gegen aufstrebende, mehrtausendjährige Zivilisationen wie China mit der Brechstange sichern zu können. Die Chinesen haben die Nase voll vom westlichen Kolonialherrengehebe, das ihrem Land so viel Unheil zugefügt hat. Es braucht ein starkes Amerika, aber ein Amerika, das seine Grenzen kennt und die Grenzen der anderen respektiert.

So ist das, was die USA so gross macht, zugleich auch ihre grösste Schwäche: die Fähigkeit, Grenzen zu überwinden, über sich hinauszuwachsen, das Unmögliche zu schaffen, als «unbezähmbare Kraft des Guten» die Menschheit in ein Paradies auf Erden zu führen unter amerikanischer Flagge. Natürlich müssen die Amerikaner ihren Irrtum selber erkennen, aber wenn sie es nicht tun, wie es jetzt aussieht, sollten wir Europäer sie darauf hinweisen. Bestimmt. Und in aller Freundschaft. R. K.

Staatlicher Angriff aufs Essen, Hans E. Schweickardt gegen das Klimagesetz, Karin Keller-Sutter und der Untergang der CS, Berner Panzermanöver

Die Suche nach der kulinarischen Vielfalt treibt unseren Restaurantkritiker David Schnapp an. Das beste Restaurant der Welt, das ausschliesslich pflanzenbasierte Küche serviert, ist ebenso interessant wie der einfache Hamburger im Park gegenüber. Die Vielfalt der Küchen, Zutaten und Vorlieben scheint Politiker, Beamte und Institutionen wie die WHO allerdings nicht gleichermaßen zu inspirieren wie unseren Autor. Es gibt starke Bestrebungen, das Essen stärker zu regulieren. Weniger Salz und Zucker, Insekten statt Fleisch und am besten gar keine tierischen Produkte mehr, das wünschen sich manche Funktionäre, die selbstverständlich nur die Gesundheit aller und vor allem das Klima im Blick haben. Allerdings gehen die Trends ohnehin schon in die politisch gewünschte Richtung, staatliche Eingriffe sind letztlich weder sinnvoll noch notwendig. **Seite 12**

Wollte Finanzministerin Karin Keller-Sutter geheim halten, dass sie einen Plan B hat, falls die OECD-Umsetzung an der Urne scheitert? Das behauptete jedenfalls die *Wochenzeitung*, und prompt protestierten Juso-Aktivistinnen vor ihrem Amtssitz. Die Gegendarstellung erfolgte umgehend, weil Keller-Sutter kein Fleckchen auf ihrem makellosen Image duldet. So lässt die Perfektionistin auch nichts unversucht, ihre Sicht der Bewältigung des CS-Debakels zu officialisieren – noch bevor die parlamentarische Untersuchungskommission ihre Arbeit aufgenommen hat. Und zwar mittels Interviews, einer eigenen «Experten-

gruppe» und Interventionen ihrer Medienbeauftragten. **Seite 24**

In knapp zwei Wochen wird abgerechnet. Setzt sich die übermächtige Allianz von Grünen bis FDP und Gewerkschaften bis Wirtschaftsverband durch? Oder passiert doch noch eine der grössten politischen Sensationen der letzten Jahrzehnte, und die Stimmbürger stoppen das Klimagesetz? Sicher kein Fehler ist, in dieser De-

batte Stimmen von Experten einzuholen, die das ganze Leben in der Elektrizitätsbranche tätig waren. Die führende Persönlichkeit dazu ist Hans E. Schweickardt – Doyen der Schweizer Stromindustrie. Der Manager macht betreffend Klimagesetz eine klare Ansage. Die Vorlage sei ungeeignet und schaffe neue Probleme. «Die Menschen bekommen mit Subventionen Anreize, ihre Ölheizung zu entfernen und eine Wärmepumpe zu installieren. Das heisst, wir brauchen noch mehr Strom, den wir nicht haben. Das Fazit des Experten: «Statt Fakten regieren ideologische Wunschträume.» **Seite 34**

Eigentlich müsste der Bundesrat bis August eine neue Verteidigungsdoktrin für die Schweiz vorlegen, welche die neuen Erkenntnisse beinhaltet, die man aus dem Krieg in der Ukraine gewonnen hat. Das hat die Sicherheitskommission des Ständerates vor Monaten gefordert. Dafür hat man jedoch keine Zeit, stattdessen verstrickt der Bundesrat unser Land in den Ukraine-Konflikt. So hat man letzte Woche beschlossen, 25 Kampfpanzer Leopard 2 ausser Dienst zu stellen, um sie dem deutschen Hersteller zurückzuerkaufen. Tatsächlich geht es darum, die Lücken, die bei der deutschen Bundeswehr entstanden sind, weil Deutschland ein paar eigene Panzer in die Ukraine geliefert hat, wieder aufzufüllen. Damit liefert die Schweiz moderne Waffen an eine Kriegspartei. Das ist ein Tabubruch. Der Nationalrat wird in der Sommersession darüber beraten. **Seite 42**
Ihre Weltwoche

DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
JEDEN 1. SONNTAG IM MONAT
Alle Sendetermine bei ServusTV On

ServusTV

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



PEUGEOT

DER NEUE 408

PLUG-IN HYBRID



**EIN LÖWENSTARKES ANGEBOT:
1,99 % LEASING AB CHF 369.-/MT.**

Bis zu 64 km Reichweite im rein elektrischen Betrieb,
PEUGEOT i-Cockpit® 3D, semi-autonomes Fahren

Angebote gültig für Privatkunden auf dem Modell PEUGEOT 408 bei den an der Aktion beteiligten PEUGEOT Händlern in der Schweiz bei Vertragsabschluss bis 30.06.2023. Preise inkl. MwSt. Preisänderungen vorbehalten. Symbolfoto. Leasingbeispiel: PEUGEOT 408 Allure Plug-in Hybrid 180, Katalogpreis CHF 48'100.-, empfohlener Verkaufspreis nach Rabatt CHF 46'600.-, Sonderzahlung CHF 9'320.-, Leasingrate CHF 369.- pro Monat inkl. MwSt., Rücknahmewert CHF 22'784.-, effektiver Jahreszins 2.01%. Leasingdauer 48 Monate. Kilometerleistung 10'000 km/Jahr. Angebot nur in Verbindung mit dem Abschluss einer Ratenversicherung (Arbeitslosigkeit, Erwerbsunfähigkeit) SECURE4you+ für CHF 16.40 pro Monat. Leasingkonditionen unter Vorbehalt der Akzeptanz durch Santander Consumer Finance Schweiz AG, Schlieren. Der Abschluss eines Leasingvertrags ist unzulässig, sofern er zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Leasingbeispiel für eine Privatperson. **Abgebildetes Modell:** PEUGEOT 408 GT HYBRID 180 e-EAT8, CO₂-Emissionen (kombiniert, WLTP): 30 g/km, Verbrauch (kombiniert, WLTP): 1.3 l/100 km und 15.4 kWh/100 km, Energieeffizienzklasse: B.





Held der freien Meinung: Musk. Seite 46



Missverstanden: Simone de Beauvoir. Seite 53



Supermans Widersacher: Soros. Seite 46

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Deutschland, die Rezession ist da
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Erwin Bach
- 10 Tagebuch Andreas Glarner
- 11 Bern Bundeshaus
Schweiz in der Dublin-Falle
- 12 Angriff aufs Essen
Insektenmehl und Fleischrationierung
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli Meteorologen ausser Rand und Band
- 18 Hokuspokus mit Covid-Todesfällen
Entlarvendes Beispiel Luzern
- 19 Peter Bodenmann
Samichläuse Rösti und Schmid
- 20 Atatürk des 21. Jahrhunderts
Erdogans Verdienste um die Türkei
- 22 Roger Waters Der Pink-Floyd-Gründer
stört das Selbstbild des Westens
- 23 Manès Nadel
Ein Gymnasiast verführt Frankreich
- 24 Keller-Sutters üppige Girlanden
Finanzministerin will ihre Sicht auf
das Credit-Suisse-Debakel verewigen
- 26 Lektionen für Klima-Kleber
Ravenna setzt sich zur Wehr
- 27 Kurt W. Zimmermann
Sieg in den Medien, Niederlage im Leben
- 28 Frieden mit Russland
Was Moskau jetzt tun muss
- 32 Schöne neue Welt Viele Ärzte haben sich
während der Pandemie bereichert

- 33 Womanizers Einsamkeit
Was macht eigentlich Alain Delon?
- 34 Hans E. Schweickardt
«Dieses Klimagesetz ist total falsch»
- 35 Inside Washington
- 36 Liste der verbotenen Wörter
Sprachsäuberung an US-Unis
- 37 Bye-bye, Tina
Fotograf Alberto Venzago erinnert sich
- 38 Mein Sommer mit den Murdochs
Petronella Wyatt über «Succession»
- 41 Anabel Schunke
Der Kaiser ist nackt in der Sauna
- 42 Panzerschlacht von Bern
Manöver auf rechtlich unsicherem Terrain
- 44 Henry Kissinger Die andere Sicht
auf den Jahrhundert-Politiker
- 45 Tamara Wernli
Kleopatra im Identitätsstrudel
- 46 Gigaman gegen Magneto
Elon Musk vs. George Soros
- 47 Comics Komplexer Superschurke
- 48 Ausserirdische, bitte melden
Neue Studie aus Lausanne
- 49 Unsere Verantwortung für Europa
Ungarn als Friedensstifter in der Ukraine
- 50 Leserbriefe
- 51 Nachrufe Ray Stevenson, Andy Rourke
- 52 Beat Gygi
Spitalchefs im Bann der Kosten

PHILOSOPHIE SIMONE DE BEAUVOIR

- 53 Wir sind verurteilt, frei zu sein
Was Gender-Ideologen von
Simone de Beauvoir lernen können

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Liebeserklärung an die deutsche Sprache
Zeit für eine Wiederentdeckung
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Sprache
- 66 König der Nacht
Greg Gutfeld und seine Late-Night-Show
- 68 Fernsehen «Athleticus»
- 68 Film «Roter Himmel»
- 69 Musik The Boxmasters
- 70 Ausstellung Sarah Bernhardt
- 71 Podcast J. K. Rowlings Hexenprozess
- 71 Jazz Ralph Towner

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Schneckenminen
- 74 Häuser
- 76 Bei den Leuten
Die besten Hotels und Hoteliers
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Mittagessen mit . . . Petra Sprecher
- 82 Das indiskrete Interview Fabienne Gyr

90 Jahre Weltwoche

Weltwoche-Gipfel des Erfolgs

Platzzahl
beschränkt,
jetzt
anmelden!

Berliner Weltwoche-Salon: Ex-BILD-Chef Kai Diekmann im Gespräch mit Roger Köppel.

Der frühere Chefredaktor über seinen neuen Bestseller und sein Leben
im Epizentrum des deutschen Journalismus, der Macht und der Gesellschaft.



Mittwoch, 5. Juli 2023

- Individuelle Anreise
- 14 bis 16 Uhr: Überraschungs-Programm mit Roger Köppel in Berlin (freiwillig)
- 18.30 Uhr: Apéro riche
- 19.30 Uhr: Lesung und Diskussion

Donnerstag, 6. Juli 2023

- Individuelle Abreise

Spezialangebot für Weltwoche-Leser

Berliner Salon mit Kai Diekmann, Roger Köppel und interessanten Gästen plus Apéro Riche sowie Übernachtung am 5. Juli 2023 (ohne Flug):

- im Hotel «Adlon Kempinski»: Fr. 490.– in Einzelbelegung (Doppelbelegung: plus Fr. 190.–)
- im «Berlin Marriott»-Hotel: Fr. 350.– in Einzelbelegung (Doppelbelegung: plus Fr. 120.–)

Buchen Sie jetzt unter: www.weltwoche.ch/gipfel

Deutschland, die Rezession ist da

Europas grösste Volkswirtschaft schrumpft.

Was lernt die Schweiz aus den Fehlern der rot-grünen Elite?

Hans Kaufmann

Die Schweiz hinkt der europäischen Politik immer um einige Jahre hinterher. Deshalb könnte die Schweiz aus den Fehlern der anderen lernen. Aber weit gefehlt. Wer die politischen Vorstösse unserer Sozis und Grünen beobachtet, stellt rasch fest, dass ein Grosseil davon lediglich Blaupausen von ähnlichen Vorstössen im EU-Parlament oder im Deutschen Bundestag sind. Ein Nachäffen der EU oder von Deutschland bedeutet auch für uns:



Gigantische Projekte: Baerbock (l.), Habeck.

Schuldenberge türmen sich auf, Energieknappheit macht sich breit, die Kaufkraft schwindet, Kriminalität und Rechtsunsicherheit nehmen zu, der Wohlstand sinkt.

Selbstbedienungsladen Staatskasse

Deutschland ist bereits unter Bundeskanzlerin Angela Merkel in eine wirtschaftliche Schiefelage geraten. Aber dank Tiefzinsen konnten selbst schwache Marktteilnehmer überleben. Nun hat die Europäische Zentralbank (EZB)

aber ihren Leitzins erhöht, und die steigenden Zinskosten werden die Staatshaushalte, vor allem aber die Bauwirtschaft und die Investitionstätigkeit, hart treffen. Geschickt nutzte die rot-grüne Elite in Deutschland die Corona-Pandemie und den Ukraine-Krieg, um gigantische Projekte zum Umbau der Wirtschaft und Gesellschaft anzustossen. Die Finanzierbarkeit der Energiewende und der zahlreichen neuen Umverteilungsprogramme wurde aber kaum je hinterfragt. Nun beginnt die Realität, die Tagträumer wachzurütteln. Die Rezession ist da.

Auch in der Schweiz glauben viele Politiker, die Staatskasse sei ein unerschöpflicher Selbstbedienungsladen. Es werden Mega-Projekte wie die Energiewende in Angriff genommen, ohne dass verlässliche Zahlen über die finanziellen Folgen vorliegen. Auch bei uns gilt: Gelder und Fachkräfte, die für die Energiewende, seien es Wärmepumpen, Nachisolierungen, Speicher et cetera, eingesetzt werden, fehlen andernorts.

Die Bau- und Ausrüstungsinvestitionen liegen zwar nominell noch im Plus, aber real ist die Bautätigkeit schon seit einigen Quartalen rückläufig, und bei den Ausrüstungen hat der Rückgang im Jahresschlussquartal 2022 eingesetzt. Bereits heute bremst die unsichere Stromversorgung die Neuansiedlungen von Industrieunternehmen. Noch wird die Konjunktur von einer regen Exporttätigkeit getragen, aber die Konjunkturaussichten in den grossen Absatzmärkten, inklusive Deutschlands und der USA, haben sich eingetrübt.

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) hat mit ihrer Negativzinspolitik ebenfalls das Terrain für eine Rezession vorbereitet. Negativzinsen haben Fehlanreize für Investitionen mit geringer Rentabilität geschaffen, die bei steigenden Zinsen in die Verlustzone abdriften. Auch wenn die Leitzinserhöhung auf bisher 1,5 Prozent gering erscheint, beginnt sie sich bereits negativ auf die Baugesuche und die Immobilienpreise auszuwirken. Die ZKB erwartet, nach 46 000 im Jahr 2021, für 2024 nur noch 36 000 Neubauten. Trotz sinkenden Immobilienpreisen könnten die Mieten wegen

der Koppelung an den Hypothekenzins dennoch weiter steigen. Noch arbeiten viele Unternehmen im Bausektor und in der Industrie den hohen Bestellungseingang nach der Coronapandemie ab, aber es fehlt an Neuaufträgen. Die nächsten Zahlen über die Auftragsbestände der Industrie und die Produktion werden wohl eine erste Ernüchterung bringen.

Angst um den Arbeitsplatz

Die Erfahrung zeigt, dass ein Abschwung im zweitwichtigsten Exportland der Schweiz mit einiger Verzögerung fast immer auch hierzulande zu einem Rückschlag führt. Noch wähnen sich viele in wirtschaftlicher Sicherheit, weil die Arbeitslosenrate im April mit 1,97 Prozent auf den tiefsten Stand seit 2001 sank. Aber der Job-Tracker der ETH-Konjunktur-Forschungsstelle

Negativzinsen haben Fehlanreize für Investitionen mit geringer Rentabilität geschaffen.

zeigt, dass die Stellenangebote in den elektronischen Medien seit dem Höchststand von Ende 2022 bereits um 19 Prozent gefallen sind. Historisch betrachtet setzen Rezessionen und der Anstieg der Arbeitslosigkeit meistens zwei bis zweieinhalb Jahre nach einer Zinswende ein.

Anlässlich der letzten Immobilienkrise in der Schweiz stieg die Arbeitslosenrate von rekordtiefen 0,4 Prozent im Juni 1990 innert nur dreieinhalb Jahren auf 5,2 Prozent an. Ein Einbruch der Bauwirtschaft bedeutet auch weniger Arbeit für Zulieferer bis hin zu den Architekten, Möbelherstellern oder Maklern. Im Gefolge des New-Economy-Crashes stieg die Arbeitslosenrate innert zweieinhalb Jahren von 1,5 auf 4,3 Prozent, nach der Finanzkrise 2008 innert eineinhalb Jahren von 2,3 auf 4,4 Prozent. Es sieht danach aus, als würden auch die Schweizer Unternehmen auf Krisen immer rascher mit Personalabbau reagieren.

Und kehrt einmal die Angst um den Arbeitsplatz zurück, wird auch der Privatkonsum abflachen.

Lieber Erwin Bach

Die Welt trauert um Ihre Ehefrau Tina Turner. Ich möchte Ihnen hiermit mein aufrichtiges Beileid ausdrücken, aber vor allem meine grosse Bewunderung für alles, was Sie für Tina getan haben. In diesen Tina-Turner-Lebensgeschichten, die man zurzeit überall lesen kann, wird sehr viel Platz dem ersten Ehemann, Ike Turner, eingeräumt und nochmals erzählt, was für ein fürchterlicher Kerl, was für ein Schläger und Vergewaltiger er gewesen ist. Zu viel der Ehre für diese triste Figur.

Sie hingegen erscheinen meistens nur gegen den Schluss der Geschichte, als der Mann, in den sich Tina Turner 1984 spontan verliebt hat, den sie 2013 geheiratet hat und der ihr in den letzten zehn Jahren zur Seite gestanden ist, diskret, aufmerksam, liebend, als ein Ehemann, wie er nur in Märchen oder Jungmädchenträumen vorkommt.

Ein edler Prinz waren Sie. Kurz nach der Hochzeit ist Tina schwer erkrankt, Sie sind



Grösste Anerkennung, grösstes Lob: Ehepaar Turner-Bach.

nicht von ihrer Seite gewichen, haben ihr sogar eine Niere gespendet und damit das Leben gerettet. Und beim ganzen Rummel um Ihre Ehefrau haben Sie immer in der Öffentlichkeit die zweite Rolle gespielt. Im Schatten gewirkt. Ohne jegliche Eifersucht auf den Megastar in Ihrem Haus.

Sie haben sogar die bösen Sprüche der aggressiven Trash-Medien einfach weggesteckt, der sechzehn Jahre jüngere Mann habe sich in das Geld von Tina verliebt. Niemand hat erfahren, was Sie alles durchgemacht haben, aus Liebe zu dieser aussergewöhnlichen Frau.

Ja, Sie haben die Frau geliebt, nicht den Star. Und nie hörte man Sie klagen. Darum gebührt Ihnen heute grösste Anerkennung, grösstes Lob. Gut, von Tina Turner, dieser wunderbaren Frau, geliebt zu werden, ist auch eine schöne Genugtuung, aber auch sie war neben der Bühne nur ein Mensch, mit seinen Macken.

Ich wollte Ihnen einfach mal, stellvertretend für viele andere, danke sagen. Ohne Sie wäre Tina Turner mit grösster Wahrscheinlichkeit viel jünger gestorben.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Andreas Glarner



Am Dienstag begann im Bundeshaus die Sommersession. Dies gibt mir die Gelegenheit, mich voll mit dem politischen Tagesgeschäft zu befassen. In den vergangenen Wochen drehte sich bei mir sehr viel um den Gender-Tag in Stäfa – eine Veranstaltung, die nie stattfand, die aber ein mediales Echo erzeugte, das jegliche Verhältnismässigkeit sprengte.

Am Anfang stand eine Twitter-Meldung von mir, in der ich die Einladung der Schulleitung in Stäfa wiedergab. Diese trug das Logo der Transgender-Community. Die Kinder wurden mit «Junge*» und «Mädchen*» angesprochen, und die Teilnahme am Anlass war Pflicht. Deshalb habe ich die Einladung öffentlich gemacht!

Von diversen Zeitungen (*Blick*, *NZZ*, *Tages-Anzeiger*) wurden mir hetzerische und aufwieglerische Absichten unterstellt. Was mich daran am meisten störte: Niemand von den erwähnten Publikationen hat mich nach meiner Sicht der Dinge gefragt. Ich wurde quasi verdroschen und in die Ecke des pöbelnden Bösewichts gestellt, ohne dass ich mich erklären konnte. Und Justizministerin Elisabeth Baume-Schneider beschuldigt mich des «Doxing», des Veröffentlichens von privaten Inhalten mit bösen Absichten.

Dabei ist die auf der Einladung aufgeführte Telefonnummer einer Lehrperson öffentlich und auf der Homepage einsehbar – so wie meine eigene übrigens auch. Was denken Sie, welcher Shitstorm über mein Handy und mein Mail-Konto niedergeht? Und auch der Gemeindepräsident von Stäfa, Christian Haltner, profiliert sich mit einer sonderbaren Scheinheiligkeit – und wirft mir (als Aargauer) Einmischung in die Lokalpolitik

einer Zürcher Gemeinde vor. Da kann ich nur entgegnen: Wir sind in der Schweiz nicht so grossräumig, dass einem entgeht, was in einem Nachbarkanton geschieht. Davon abgesehen: Stäfa ist überall. Deshalb muss man als Politiker dort intervenieren, wo solche Machenschaften mit unseren Kindern passieren!

Dabei ist es simpel und nachvollziehbar: Ich habe einzig eine Einladung weiterverbreitet, die eh schon öffentlich war. Weshalb ich es getan

Als Politiker muss man intervenieren, wo solche Machenschaften mit unseren Kindern passieren.

habe? Weil ich es als meine Pflicht ansehe, unsere Kinder vor solchen Kampagnen an den Schulen zu schützen. Gegen Sexualunterricht habe ich grundsätzlich nichts. Wenn in diesem aber eine ideologische Weltanschauung verbreitet und den Kindern beigebracht wird, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt, kann ich nicht schweigend zuschauen.

Dass ich dafür nun mediale Prügel einstecken muss, nehme ich in Kauf. Irgendjemand muss sich schliesslich gegen diesen irritierenden Trend wehren.

Letztlich ist es ein Thema, das das ganze Schulwesen in der Schweiz betrifft. Der Kern des Übels – und darauf haben wir von der SVP wiederholt hingewiesen – liegt im Entscheid zur «integrativen Schulform». Indem alle Randgruppen und Personen mit Defiziten in den Regelunterricht integriert werden, sind die Lehrpersonen auf Nebenschauplätzen beschäftigt. In städtischen Agglomerationen ist es oft die grosse Zahl von ausländischen Kindern,

die Deutsch nur vom Hörensagen kennen und sich unserer Bildungskultur verweigern, die vielen Lehrpersonen den Beruf zum täglichen Spiessrutenlauf werden lassen und die Anwesenheit von Sozialarbeitern und Heilpädagoginnen an normalen Schulen beinahe unabdingbar machen.

Ausserdem ist die Inklusion von Kindern mit Behinderung und Lernschwäche sowie die Vermittlung der absoluten Gender-Gleichstellung in der Regelschule eine rotgrüne Utopie. In Tat und Wahrheit übersteigt das «Sonderpädagogik-Konzept» die Kapazität vieler Lehrkräfte. So bleibt den Lehrern kaum mehr Zeit für Alltägliches wie das Vermitteln von Lese-, Schreib- und Rechenqualitäten. Was ich immer sage: Bevor ihr mit dem Frühfranzösisch beginnt, lehrt die Kinder richtig Deutsch!

Die Unterstellung meiner politischen Gegner, dass ich Effekthascherei und Wahlkampf betreibe, ist grundfalsch. Meine Intervention in Stäfa basierte auf einem natürlichen Reflex. Ich mache dies zum Wohle unserer Kinder – und zum Wohle der Schweiz. Ich bin überzeugt, dass die Mehrheit unseres Landes weder Gender-Tage an Primarschulen noch eine ideologische Geschlechterwahl will.

Was ich von den Wahlen für mich persönlich erwarte? Das ist schwer zu sagen. Wer sich exponiert, geht auch Risiken ein. Trotzdem schaue ich dem Herbst optimistisch entgegen. Und selbst bei einer Nichtwahl würde mir garantiert nicht langweilig werden.

Andreas Glarner ist Unternehmer und Politiker. Seit 2015 sitzt er als SVP-Vertreter im Nationalrat. Ausserdem wirkt er als Präsident der SVP Aargau.

Schweiz in der Dublin-Falle

Das Asylsystem funktioniert nur noch zum Schein. Das ist eine Steilvorlage für die SVP, die mit dem Thema Migration in den Wahlkampf zieht.

SVP-Präsident Marco Chiesa lanciert den Wahlkampf: «Es ist unglaublich. Die Italiener sind überfordert, das Asylsystem der EU ist gescheitert, und der Bund bezahlt auch noch Geld dafür. Wir müssen ein Zeichen setzen.» Der Tessiner Ständerat geht mit dem südlichen Nachbarstaat hart ins Gericht. Gesagt hat er die Sätze in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* vom Pfingstwochenende. Chiesa fordert darin schärfere Kontrollen an den Grenzen zu Italien.

Der SVP-Chef findet, die Schweiz könne keine offenen Grenzen mit Staaten pflegen, die sich nicht an den Dublin-Vertrag halten. Er kündigte gleichzeitig auf die Sommersession des Parlamentes hin Vorstösse an, die der Bundesrat schnell und einfach umsetzen könne.

Problem Italien

Denn die Schweiz sitzt in der Dublin-Falle. Der Rücknahmestopp der Italiener ist hier geradezu ein Paradebeispiel. Letzten Dezember hat die neue italienische Regierung von Giorgia Meloni verkündet, dass sie keine sogenannten Dublin-Flüchtlinge mehr zurücknehme, weil selbst im Winter übers Mittelmeer laufend neue Asylsuchende eintreffen würden. Italien macht damit Druck auf die anderen Dublin-Staaten, mehr Migranten aufzunehmen. Das bringt auch die Schweiz in Bedrängnis, die, verglichen mit EU-Staaten, übermässig vielen Menschen Einlass gewährt. Die Schmerzgrenze ist längst überschritten. Allein im letzten Jahr bot unser Land über 100 000 Asylsuchenden und Kriegsgeflüchteten Obdach. In diesem Jahr steht ein weiterer Ansturm bevor.

Dabei gelingt es längst nicht mehr, diese Menschen zu integrieren. Schulen, Kindergärten, Spitäler sind überlastet. Es gibt keine Wohnungen, und das Hinklotzen von Wohncontainern ist teuer und umstritten. Die Sozialkosten schiessen nach oben, die Spannungen steigen, Kriminalität und Frustrationen nehmen zu.

Das anhaltende Problem mit Italien ist eine Steilvorlage für Chiasas Volkspartei, die das bri-



Erster Showdown: SVP-Chef Chiesa.

sante Thema als einzige Partei konsequent bewirtschaftet und damit im Herbst in den Wahlkampf zieht.

Ein erster Showdown steht am 14. Juni in der Sommersession an. Die SVP, die seit Jahresbeginn bei kantonalen Wahlen von einem Sieg

Es gibt keine Wohnungen, und das Hinklotzen von Wohncontainern ist teuer und umstritten.

zum nächsten eilt, hat eine ausserordentliche Session zum Thema Migration traktandieren lassen. Es geht dabei auch um das Dubliner Abkommen, welches besagt, dass jener Staat für das Verfahren zuständig ist, in dem Asylsuchende zum ersten Mal EU-Boden betreten haben. In der Praxis hat sich jedoch eine Art «Asyl à la carte»-Migration ausgebreitet. Migranten reisen über mehrere sichere Drittstaaten in die Schweiz ein, um hier ihren Antrag zu stellen – was eigentlich ein eklatanter

Verstoss gegen Dublin ist. Aber die Asylbehörden versuchen, mit wolkigen Erklärungen diese Fehlfunktion des Systems schönzureden.

Cassis zieht die Glacéhandschuhe an

Auch beim von Meloni verfügten Bruch mit den Dublin-Regeln machte das Staatssekretariat für Migration (SEM) gute Miene zum bösen Spiel. Der vorübergehende Aufnahmestopp Italiens sei vorläufig verkraftbar, liess das SEM im April wohlwollend durchblicken, während man die Kantone zusätzlich für den Bau neuer Asylunterkünfte zur Kasse bitten wollte – weil man nicht mehr wusste, wohin mit den Migranten.

Mit Glacéhandschuhen ging auch Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) ans Werk, als er seinem Amtskollegen ein paar Tage später in Rom einen Besuch abstattete. Er zeigte Verständnis dafür, dass Italien diese grossen Migrationsflüsse nicht alleine bewältigen kann. Das Problem der

zu diesem Zeitpunkt 300 Asylsuchenden in der Schweiz, die wegen des Aufnahmestopps nicht zurückgeführt werden konnten, sei kein Thema auf Ministerebene. Es werde von den Spezialisten auf dem Feld behandelt, die genau wüssten, wie man konkrete Lösungen in Krisensituationen finde.

Derzeit gebe es noch immer kein Signal oder ein präzises Datum aus Italien, wann der vorübergehende Aufnahmestopp aufgehoben werde, vermeldete das SEM kürzlich. Und entgegen dem, was Cassis verkündete, ist das Thema nun doch auf Ministerebene angelangt. Die Schweizer Justizministerin, Elisabeth Baume-Schneider (SP), hat in den vergangenen Tagen Italien aufgefordert, die Aufnahmeblockade zu beenden. Am Mittwoch reiste sie ausserdem nach Rom, um sich mit dem italienischen Innenminister Matteo Piantedosi darüber auszutauschen. Während ihr in der Schweiz Chiesa und seine SVP im Nacken sitzen. Man darf gespannt sein darauf, wie der Dublin-Knatsch mit Italien weitergeht.

Angriff aufs Essen

Weniger Salz, Zucker und Fleisch, mehr Insekten:
Wie Politiker, Bürokraten und internationale Organisationen
die Bürger zu vermeintlich gesunder Ernährung drängen.

David Schnapp

Am Anfang war Salz das Problem. Salz ist zwar lebenswichtig und wird von Menschen seit Tausenden von Jahren gezielt abgebaut. Aber wie bei vielen guten Dingen sei zu viel davon ungesund, findet die Weltgesundheitsorganisation (WHO). Zusammen mit anderen Organisationen möchte sie den Salzkonsum pro Kopf und Tag grundsätzlich auf «höchstens 5 Gramm» beschränken. Das Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen (BLV) rapportiert für die Schweiz jedoch einen Tageskonsum von 9 Gramm und «setzt sich für eine Reduktion des Salzkonsums ein», wie es auf der Website des Amtes heisst.

Fleischersatz von Insekten

Was allerdings als allgemeingültiger Weg zu einem gesünderen Leben vorgegeben wird, liegt letztlich nicht nur im Ermessen des Einzelnen, sondern ist wissenschaftlich durchaus umstritten. Ob man seine Pastasauce mit mehr oder weniger Salz würzt, ist eigentlich Geschmacksache. Allerdings spielt es aus medizinischer Sicht auch eine Rolle, wer überhaupt den Salzstreuer zur Hand nimmt – zum Beispiel, ob es sich um gesunde oder kranke Erwachsene handelt. Je nachdem variiert der Salzbedarf oder ändert sich der Einfluss von Salz auf den Körper. Warum die WHO und nationale Behörden für alle Leute die gleiche Salzmenge als Idealmass vorgeben, obwohl das eine höchst individuelle Frage ist, bleibt ungeklärt.

Erste Versuche des BLV, mit der Industrie Salzmenen zu vereinbaren, sind zwar gescheitert.



„Schein oder nicht Schein, das ist hier die Frage...“

Jetzt aber prüft das Amt regulatorische Massnahmen, um ein Ziel zu erreichen, dessen Wirksamkeit gar nicht geklärt ist. Unter Forschern wird zumindest darüber diskutiert, wie gross der Effekt der Salzreduktion auf den Blutdruck beispielsweise ist. Nicht alle Menschen haben den gleich hohen Salzbedarf oder nehmen Salz gleich effektiv auf.

Auf das Salz folgte der Zucker: In Kindergärten der Stadt Zürich wird den Klassen schon seit Jahren vorgeschrieben, was in der Znüni-Box drin sein darf und was nicht. Werden darin süsse Riegel entdeckt, wird ein Kind schon mal abgemahnt. Auch hier wird nicht das Individuum gesehen, sondern ein übergeordnetes, für alle gleichermassen geltendes Ziel vorgegeben: Zucker muss reduziert werden, so haben es staatliche und paranationale Gremien entschieden. Dass der Energieverbrauch und -bedarf bei Men-

Künftig solle die empfohlene Tagesdosis Fleisch in Deutschland bei zehn Gramm liegen.

schen stark variiert, darf dabei ebenso wenig eine Rolle spielen wie persönliche Vorlieben und Abneigungen.

Irgendwann kamen dieselben Gremien auf die bestechende Idee, uns Insekten als Fleischersatz schmackhaft zu machen. In der Europäischen Union sind seit Juni 2021 getrocknete Mehlkäfer im Larvenstadium für den Verzehr zugelassen. Im November 2021 kam die Wanderheuschrecke (gefroren, getrocknet, pulverförmig) auf die Liste der «neuartigen Lebensmittel», es folgte die Hausgrille im Februar 2022, und zuletzt wurde im Januar dieses Jahres der Buffalowurm, auch bekannt als Getreideschimmelkäfer, zum Verzehr freigegeben.

Während etwa in Mexiko knusprige Heuschrecken ein populärer Snack sind, greifen Deutsche und Schweizer offenbar immer noch lieber zu weniger exotischen Knabbereien. Weil der Erfolg also ausbleibt, entscheidet sich die Politik für die nächste Stufe der Eskalation im Bereich der Essensvorschriften. «Die Trans-



Unstillbarer Hunger des Kindermädchenstaats.

formation des gesamten Ernährungssystems hin zu einer pflanzenbetonten Ernährungsweise ist die wichtigste Stellschraube im Ernährungsbereich, um unsere nationalen und internationalen Klima-, Biodiversitäts- und Nachhaltigkeitsziele zu erreichen», heisst es in einem Eckpunktepapier des deutschen Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft. Gemäss der Website *Pleiteticker.de* wurden Vertretern der Lebensmittelindustrie bereits konkrete Zahlen genannt. Künftig solle die empfohlene Tagesdosis Fleisch in Deutschland bei zehn Gramm liegen, so viel wie eine Currywurst pro Monat.

Verheerende Lockdowns

Weil die Schweizer Politik – wie im Fall der Energiewende – dazu tendiert, zweifelhafte Ideen aus Deutschland im Zeitlupentempo und trotz offensichtlichem Misserfolg ebenfalls zu übernehmen, sollten nicht nur Genussmenschen den Vorgängen erhöhte Aufmerksamkeit schenken. Bereits hat ein Gremium von über vierzig Wissenschaftlern vorgeschlagen, Fleisch-Aktionen in Schweizer Supermärkten zu verbieten. Bei all diesen Massnahmen und Plänen handelt es sich letztlich um einen Angriff auf das Essen und die persönliche Lebensweise der Bürgerinnen und Bürger mit zumindest zweifelhafter demokratischer Legitimation. In den vergangenen Coronajahren erreichte der ausufernde Kindermädchenstaat seinen vorläufigen Höhepunkt, als Behörden den Anschein erweckten, sie könn-



ten die Verantwortung für die Gesundheit der Bevölkerung übernehmen.

Dies allerdings ist ebenso unmöglich, wie es in einem freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat nicht Aufgabe der Behörden ist, die Ernährungsgewohnheiten der Leute zu regulieren. Nachdem trotz Impfungen, verheerenden Lockdowns und Masken in allen Lebenslagen am Ende praktisch jeder, meist auch mehrfach, mit Covid-19 infiziert worden ist, sind auch die Eingriffe im Lebensmittelregal nicht nur anmassend, sondern aus praktischer Sicht oft einfach überflüssig.

In Deutschland beispielsweise sinkt der Fleischkonsum bereits stark. «Je Person seien im Jahr 2022 noch 52 Kilogramm Fleisch verzehrt worden, rund 4,2 Kilogramm weniger als im Vorjahr. Das geht aus vorläufigen Zahlen des Bundesinformationszentrums Landwirtschaft (BZL) hervor. Dies sei der niedrigste Stand

Der Lebensmittelmarkt befriedigt ganz selbstverständlich eine Nachfrage, ganz ohne staatliches Zutun

seit Beginn der Berechnungen im Jahr 1989», schreibt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* zu diesem Thema. Einer der Gründe sei möglicherweise der Trend zu einer pflanzenbasierten Ernährung.

Bei der Schweizer Sportartikelfirma On in Zürich-West wird die Firmenkantine «Roots» heute schon vollständig vegan geführt, Küchen-

chef Raphael Wittwer veredelt Gemüse zu Currys oder Eintöpfen, am Buffet gibt es eine kreative Auswahl an Salaten. Der Trend zu Gemüse ist auch in der Spitzengastronomie zu beobachten, in mehrgängigen Menüs ist es kein Aufreger mehr, wenn vegetarische Gerichte Fisch oder Fleisch ersetzen, friedliche Koexistenz ist selbstverständlich.

In den meisten Fine-Dining-Lokalen der Schweiz gibt es vegetarische – teilweise auch vegane – Menüs, und selbst im früheren Königreich der Foie gras, bei unseren Nachbarn im Westen, ist diese Entwicklung längst sichtbar. Küchen-Weltstar Alain Ducasse hat schon vor Jahren für mehr Gemüse, Getreide und Fisch statt Fleisch plädiert, im Elsass serviert der gebürtige Österreicher Paul Stradner im Zwei-Sterne-Restaurant «Villa René Lalique» seinen (französischen) Gästen grundsätzlich mindestens einen vegetarischen Gang im Menü.

Staatsrezept für Jogurt

In New York wiederum hat der 46-jährige Schweizer Daniel Humm im vergangenen Jahr Kulinarikgeschichte geschrieben: Sein 2017 zum besten Restaurant der Welt gewähltes «Eleven Madison Park» (EMP) ist das erste Lokal überhaupt, das mit komplett pflanzenbasierter Küche die Höchstbewertung von drei Sternen des «Guide Michelin» erhalten hat. Der weltweit tätige, renommierte Gourmetführer aus Frankreich gibt damit auch einen deutlichen Hinweis auf eine Richtungsänderung in der Entwicklung der Haute Cuisine.

Nur sollte niemand in diese Richtung gehen müssen, der das nicht will. Wer in Seidentofu mit leicht pochierten und eingelegten Tomaten sowie Kombu-Algen nicht die Erfüllung seines Traums vom guten Essen findet, der muss beim «EMP» nur über die Strasse gehen. Im idyllischen Madison Square Park gegenüber dem Restaurant findet sich eine Filiale der Kette «Shake Shack», wo es laut Meinung vieler New Yorker die besten Hamburger der Stadt gibt.

Und weshalb mit obrigkeitstaatlichen Eingriffen etwas gelenkt werden soll, was sich ohnehin schon durch die gesellschaftliche Entwicklung in die gleiche Richtung bewegt, ist eines der ungelösten Rätsel, das uns der sich ausbreitende Nanny-Staat aufgibt. Eine ähnliche Entwicklung wie der Trend zur pflanzenbasierten Ernährung ist auch beim Zuckerkonsum zu beobachten. Die Staaten möchten die Lebensmittelindustrie dazu bringen, den Zuckergehalt in Rezepturen für Joghurts, Cerealien und Süssgetränke zu senken.

2015 haben verschiedene Unternehmen – darunter der Getränkegigant Coca-Cola – unter der Führung von Bundesrat Alain Berset die «Erklärung von Mailand» unterzeichnet. Die angeschlossenen Firmen verpflichten sich dabei freiwillig, den Zuckergehalt in den von ihnen produzierten Lebensmitteln zu reduzieren. Im

Forschungszentrum des Weltkonzerns Coca-Cola in Brüssel allerdings berichtet man bei einem Besuch vergangene Woche davon, dass über 40 Prozent der verkauften Getränke des weltweiten Marktleaders bereits heute schon vollständig ohne Zucker auskommen. Jüngere Konsumenten verlangten dazu immer häufiger nach weniger süssen Eistees oder mit Fruchtaromen und Vitaminen angereicherten Wassergetränken, die ebenfalls mit sehr wenig Zucker auskommen.

Das Geschäftsmodell des schwedischen Süssgetränkeanbieters und Coca-Cola-Konkurrenten Nocco beruht sogar auf einem komplett zuckerfreien Angebot. Nocco bedeutet nichts anderes als «No Carbs Company» (Keine-Kohlenhydrate-Firma), die funktionalen Getränke in bunt-fruchtigen Geschmacksrichtungen wie «Mango del Sol» oder «Pfirsich» sind mit Sucralose gesüsst und mit Vitaminen sowie Aminosäuren angereichert. Sie bedienen eine stark steigende Nachfrage eines breiten Publikums nach gesunder Ernährung mit weniger Zucker und Fleisch und mit funktionalem Nutzen.

Anders gesagt: Der Lebensmittelmarkt befriedigt ganz selbstverständlich eine Nachfrage, die ganz ohne staatliches Zutun bereits existiert und sogar steigt.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Verlorene Schlachten

Man nennt es, viel zu verharmlosend, wie ich finde, Begleitvegetation.



Man muss einen Weg der friedlichen Koexistenz finden.

Wer einen Garten besitzt, auch nur einen kleinen, lernt viel über die Schöpfung, ihre Kraft, ihre Schönheit, ihre Dramen, ihre Tragödien, und vor allem lernt er viel über seinen Stellenwert in ihr. Er begreift, Blatt für Blatt, Baum für Baum, Blume für Blume, Grashalm für Grashalm, die Gleichgültigkeit, mit der sie ihm begegnet.

Er weiss um all die kleinen Siege und die grossen Niederlagen, die sein Wirken in ihr begleiten. Ihm ist bewusst, dass die Schöpfung ihn lange, lange, Millionen von Jahren, überdauern wird, dass sein Leben mit einer finalen Niederlage enden wird, dass es nach irgendeinem Winter für ihn keinen Frühling mehr geben wird. Deshalb wären die kleinen Siege zu Lebzeiten so wichtig, weil es ihm das Gefühl geben kann, ein bisschen wenigstens mit fliegenden Fahnen dereinst davonzuschwinden ins Unbekannte.

Mein Garten würde ich als einen Dschungel bezeichnen, der halbwegs unter Kontrolle ist, zumindest gelegentlich. Ich sitze gern in ihm, er beruhigt mich, manchmal spendet er gar eine Form von stillem Trost, eine Art Geborgenheit, eine Rückverwurzelung des Seins mit seinem Ursprung auch. Und manchmal, man kann es nicht anders sagen, ist der Garten eine Pein, ein Quell der Niederlage, ein Hort der Verzweiflung.

Man nennt es, viel zu verharmlosend, wie ich finde, Begleitvegetation, es gibt in unseren Breitengraden rund 650 Arten von ihm,

weltweit beträgt sein Anteil an den 250 000 bekannten Pflanzenarten 3 Prozent – das Unkraut. Unkraut, so liest man, sei wichtig für die Biodiversität, für das Dasein der Insekten, und ich verstehe das, obwohl ich sowohl Insekten als auch Unkraut überhaupt nicht mag. Natürlich ist das ein naiver Gedanke, aber meine Welt wäre angenehmer ohne diese beiden.

Unkraut, das empfinde ich als seine grösste Beleidigung, erinnert mich täglich an die fast ewige Vergeblichkeit im menschlichen Tun. Ich tue viel, um es in Schach zu halten, ich grabe es aus, ich attackiere es mit dem Unkraut-Gasbrenner, dem grössten, den ich finden konnte, einen Thermobrenner habe ich auch noch; das ist aber so, als ob man mit Gummipfeilen auf angreifende Raubkatzen schiessen würde.

Ich gewinne stets nur die kleinen Schlachten, der Krieg geht an das Unkraut, das sich, im Grunde der Gipfel der Frechheit, noch mit Dornen oder Brennhaaren aufmunitioniert, obwohl ich ihm intellektuell und von der Möglichkeit der Waffen her weit, weit überlegen bin. Wie sagt man, gegen Unkraut ist kein Kraut gewachsen? Es wachsen zu lassen, ist keine Option, oder wenigstens noch nicht; ich bin noch zu sehr verankert in der grössenwahnsinnigen Vorstellung des Menschen, dass ich mir meine Erde untertan machen kann. Wie lange es dauert, bis ein befreiender Fatalismus mich diesbezüglich leiten wird, ist schwer zu sagen.

Hin und wieder denke ich über das Zubezugen vor allem der Kalk-Kiesflächen nach, durch die das Unkraut besonders gerne drängt, aber ich verwerfe den Gedanken jeweils wieder, weil er sich zu sehr nach finaler Kapitulation anfühlt und auch nach einer Art Vergewaltigung der Schöpfung, nach Tod.

Ich muss einen Weg der friedlichen Koexistenz finden, das ist klar, aber der funktioniert nur, wenn ich vollumfänglich für und mit dem Unkraut da wäre. Die Eindämmung des Unkrauts ist ein Fulltime-Job, viel Zeit bleibt daneben nicht, Bezahlung gibt es keine. Wenn Unkraut nicht bloss von der Vitalität des Wachsens durchdrungen wäre, sondern einen Funken Empathie gegenüber dem Menschen und einen auch nur minimalen, vegetativen Verstand hätte, wenn es nicht so fortpflanzungsgierig wäre und possessiv, würde ich ja einen Friedensvertrag mit ihm schliessen, zu unser beider Vorteil. Es bekäme, wie einst Indianer und Asylsuchende heute, ein eigenes Reservat, in dem es, mehr oder weniger, tun könnte, was es wollte, aber ausserhalb seines Habitats gäbe es kein Pardon.

So sitze ich hier in meinem Garten und staune doch, wie wenig der Mensch im Grunde im Griff hat. Es genügt ein wenig Unkraut, um ihm seine Unzulänglichkeiten und Grenzen bewusst zu machen; da kann er auf dem Mars landen, aber Brennnesseln, Löwenzahn, Schachtelhalme und so weiter wachsen ihm über den Kopf.

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

3 **Rebweg**
8457 Humlikon



ab CHF 1'640'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

4 **Hofacker**
8311 Brütten



ab CHF 1'650'000.-
4½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.hofacker-bruetten.ch

5 **Trottenacker**
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

7 **Uetliblick**
8136 Thalwil-Gattikon



ab CHF 1'641'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

8 **Vistadelsole**
8370 Sirnach



CHF 733'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 **Schlossblick**
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 **Glattwies**
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 87
www.glattwies.ch

16 **Vistacasa**
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 **Schmiedgass**
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

20 **Tre Fiori**
8913 Ottenbach



CHF 1'851'000.-
7½ Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



22 **Solevista**
8615 Wermatswil



CHF 2'187'500.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

23 **Dreieckspitz**
8406 Winterthur



CHF 1'551'000.-
3½/4½ Zi. Dach-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

Projektankündigungen

1 **am Goldenberg**
8400 Winterthur



3½ - 4½ Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 **Römergarten**
8404 Winterthur



3½ - 5½ Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

6 **Duovivo**
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

9 **Chridlerpark**
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 18 Monaten beim Bundesgericht!
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 55 610 47 46
www.chridlerpark.ch

10 **am Zentrum**
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 **am Eichacher**
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 **Soley**
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 **Puro Vivere**
8157 Dielsdorf



5½ Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 **inside**
8152 Glattbrugg



3½ - 5½ Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

19 **Projektankündigung**
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

21 **Grastal**
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch





AdobeStock © trubaz71



Pixabay © Ron James



VIP-Spezialreise: «Jordaniens Schätze» Königreich der ewigen Schönheit

Willkommen zu einer faszinierenden Zeitreise auf den Spuren von Lawrence von Arabien. Das traditionell westlich orientierte Jordanien verspricht einzigartige Einblicke in mehrere Jahrtausende Weltgeschichte. Wir erleben die pulsierende Metropole Amman, die antiken Städte Gerasa und Gadara und die historische Königsstrasse. Die «verlorene Stadt» Petra sowie die bizarre Mondlandschaft des Wadi Rum sind weitere Höhepunkte der 8-tägigen Exkursion.

Inmitten des lebhaften Treibens von Amman, einer Symbiose aus Antike und Moderne, beginnt das Abenteuer. Die pulsierende Hauptstadt Jordaniens lockt mit ihren belebten Strassen, farnefrohen Märkten und den Spuren einer reichen Vergangenheit. Doch nur eine kurze Fahrt ostwärts warten die Wüstenschlösser darauf, uns in eine andere Zeit zu entführen.

Diese Zeugnisse frühislamischer Kunst und Architektur sind für ihre architektonische Schönheit und ihre kunstvollen Mosaiken bekannt. Jedes Schloss offenbart die Pracht und den Reichtum der Umayyaden-Dynastie. Im Nordwesten des Landes bestaunen wir die Ausgrabungen der Städte Gerasa und Gadara bei Umm Qais und geniessen den Ausblick über das Jordantal bis zu den Golanhöhen und dem See Genezareth.

In Richtung Süden geht es weiter auf der historischen Königsstrasse, einer der ältesten und längsten Handelsrouten der Welt. Wir besuchen den Berg Nebo, den biblischen Ort, von dem aus Moses das verheissene Land erblickt haben soll, entdecken die byzantinische Mosaikkarte von Madaba sowie die historisch bedeutsame Kreuzfahrerburg in Kerak.

Nächstes Ziel ist das sagemumwobene Petra, das von den Nabatäern vor über 2000 Jahren in den Sandstein gemeisselt wurde. Wir bestaunen die Schatzkammer des Pharaos, das römische Theater und die prächtigen Königsgräber. Ein Aufstieg zum Felsentempel Ad Deir belohnt uns mit einem unvergesslichen Blick über die majestätische Ruinenstadt.

Ein absolutes Highlight ist das Wadi Rum, auch bekannt als «Tal des Mondes», mit seinen leuchtend orangefarbenen Felsformationen. Bei einer Jeep-Safari begeben wir uns auf die Spuren von «Lawrence von Arabien», dem legendären Archäologen und Schriftsteller, der im gleichnamigen Film von 1962 zur Kultfigur verewigt wurde.

Letzte Station ist das Tote Meer, wo ein schwereloses Bad den Abschluss unseres Abenteuers bildet.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Jordaniens Schätze»

Reisetermin:

16. bis 23. November 2023

Leistungen:

- Flug Zürich–Amman–Zürich (via Wien mit Austrian Airlines und Swiss)
- Alle Fahrten/Transfers im klimatisierten Bus
- 7 Übernachtungen mit Halbpension in 4-Sterne-Hotels
- Ausflug «Gerasa, Gadara und Festung Adschlun»
- Ausflug «Metropole Amman und faszinierende Wüstenschlösser»
- Ausflug «Schätze an der Königsstrasse»
- Ausflug «Legendäres Petra»
- Ausflug «Wadi Rum» inkl. Jeep-Safari
- Visum Jordanien für Schweizer
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung
- Meet-&-Greet-Assistenz am Flughafen Amman
- Ausführliche Reiseunterlagen

Preis (pro Person im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 2950.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 3250.–

Einzelzimmerzuschlag: Fr. 500.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

PERSONENKONTROLLE

Hollenstein, Spiess-Hegglin, Keller-Sutter, Binswanger, Zurbuchen, Hengartner, Fässler, Meier, Etter, Hingis, Scholz, Biden, Trump, Borrell



Neues Game: Martina Hingis.



Arbeitsverweigerung: Pascal Hollenstein.

Pascal Hollenstein, Schweiger, versucht seine Rolle in der Affäre um die Internet-Aktivistin **Jolanda Spiess-Hegglin** auszusitzen. Der neue Kommunikationschef von Bundesrätin **Karin Keller-Sutter** hatte noch als Chefpublizist des CH-Media-Verlags eine von Spiess-Hegglin angezettelte Kampagne gegen seine Berufskollegin **Michèle Binswanger** unterstützt. Wie verträgt sich ein solches Verhalten mit der ehrwürdigen Aufgabe eines Bundesratsberaters? Entsprechende Anfragen von akkreditierten Bundeshausjournalisten ignoriert er, obwohl er für deren Betreuung vom Steuerzahler fürstlich entlohnt wird (Lohnklasse 30/31, Jahreslohn von 212 000 bis 222 000 Franken). Wie lange wohl wird die als fleissig und sparsam bekannte Finanzministerin dieser öffentlich finanzierten Arbeitsverweigerung zusehen? Eigentlich hätte sie wissen müssen, wen sie da in ihr engstes Umfeld holt. Nachdem Hollenstein seinen Job bei CH Media verloren hatte, twitterte er ein Selfie von sich im Freizeittenne mit dem Kommentar: «Arbeit wird tendenziell überschätzt». (*odm*)

Thomas Zurbuchen, Star-Wissenschaftler, folgt einem Ruf an die ETH Zürich. Der frühere Nasa-Forschungschef übernimmt die Leitung von ETH Space, was die Schweizer Weltraumforschung stärken wird. Freude herrscht. Ausser bei jenen Hochschulrektoren und Bildungsbürokraten, die von Morgen bis Abend jammern, dass die Schweiz kein EU-Forschungsabkommen habe und sich ohne «Horizon Europe» keine Menschenseele mehr für einen hiesigen Lehrstuhl interessiere, so wie ETH-Ratspräsident **Michael Hengartner**. (*mö*)

Daniel Fässler, Homme de Lettres, stellte am Pfingstwochenende seine Affinität zur Literatur unter Beweis. Der Appenzell Innerrhoder

Mitte-Ständerat, kürzlich erst von der Landsgemeinde per Handaufheben mit eklatanter Mehrheit wiedergewählt, öffnete seinen verwünschten Garten an der Sitter für das kleine, aber feine Festival «Kleiner Frühling – Buch, Kunst, Fest» und eine Lesung der Schriftstellerin **Anaïs Meier** inklusive Darbietung der Performance-Künstlerin **Simone Etter**. Fässler servierte den Gästen ein Glas *Moscht* und freute sich über die hohe Zahl der Besucher – auch wenn dies seinem liebevoll gestalteten Naturgarten nicht nur gut bekam. (*hmo*)

Martina Hingis, Tennis-Ikone, wird Co-Kommentatorin bei SRF. Die erfolgreichste Schweizer Tennisspielerin der Geschichte (25 Grand-Slam-Siege) wird beim Frauenfinal am French Open (ab 28. Mai) erstmals als Expertin im Einsatz stehen. «Ich freue mich riesig auf die neue Herausforderung», sagt die 42-jährige der *Weltwoche*. Etwas mehr Expertise kann diesem Sender sicher nicht schaden. (*ah*)

Olaf Scholz, Entscheider, hat sich festgelegt. Er wüschte sich einen Sieg von **Joe Biden** bei der US-Präsidentschaftswahl nächstes Jahr, verriet Deutschlands oft zaudernder Regierungschef. **Donald Trump** stehe für «Spaltung», aber Biden könne einen dritten Weltkrieg verhindern. Unangenehm könnte es auch für ihn werden – falls doch Trump gewinnt. (*ky*)

Josep Borrell, Diplomat, hat es nicht so mit der Geografie – obwohl das Minimalvoraussetzung für den Aussenbeauftragten der EU sein müsste. Bei Bemerkungen zu Angriffen auf Dörfer nahe der westrussischen Stadt Belgorod sprach er hartnäckig von Belgrad. Knapp daneben. Die serbische Hauptstadt wurde zwar auch bombardiert – aber von der Nato. (*ky*)



INSIDE WASHINGTON

Schützende Hand des FBI

Der Architekt, Gründer und fast vier Jahrzehnte amtierende Direktor des FBI, J. Edgar Hoover, beklagte einst, dass «das FBI in Fällen von oral-genitaler Intimität machtlos ist, es sei denn, der zwischenstaatliche Handel wird auf irgendeine Weise behindert». Überlassen wir es Hunter Biden, das Gegenteil zu beweisen. Wenn es um das lukrative politische Imperium der First Family geht, ist alles möglich – was vielleicht erklärt, warum der derzeitige FBI-Direktor Christopher A. Wray die Geheimnisse seines Chefs im Keim zu ersticken scheint, bevor sie sich zu einem Monsterskandal auswachsen können.

Seit einem Monat blockiert Wrays «Bundesamt der Ermittlung» die Untersuchung des Republikaners James Comer aus Kentucky zu den Vorwürfen, dass der Vize des ehemaligen Präsidenten Barack Obama zwielichtigen ausländischen Potentaten die hohle Hand hinhielt. Comer glaubt, dass hochrangige FBI-Mitarbeiter eine «Informantenakte» des FBI verschweigen, die die Biden, Inc. aufdecken könnte. Ein ungenannter Whistleblower erklärt, er habe eine aufgezeichnete Aussage gesehen, in der der Biden-Patriarch beschuldigt wird, während seiner Zeit als Vizepräsident fünf Millionen Dollar als Gegenleistung für einen nicht näher bezeichneten politischen Gefallen angenommen zu haben.

Das FBI, dieselbe Organisation, die schamlos den komplett erfundenen Spionage-Fantasy-Roman «Steele dossier», den Hillary Clinton 2016 in Auftrag gegeben hatte, vermarktet hat, ist plötzlich von Skrupeln geplagt. Wo früher kein Gerücht zu unglaublich war, um den ehemaligen Präsidenten Donald Trump öffentlich zu verleumden, gibt der *deep state* nun den peniblen Hüter der Wahrheit, um sicherzustellen, dass die Öffentlichkeit niemals davon erfährt.

Amy Holmes

MÖRGELI

Meteorologen ausser Rand und Band

Die Schweizerische Depeschagentur (SDA) vermeldete am Sonntag in fetten Lettern: «Der Frühling 2023 ist rund anderthalb Grad zu warm ausgefallen». Im Süden sei der «Temperaturüberschuss» sogar bei mehr als zwei Grad gelegen. Haben Sie das nicht gespürt? Plagt Sie vielmehr das Gefühl, dieser Frühling sei buchstäblich ins kalte Wasser gefallen und die Sonne habe sich kaum je hinter den dunklen Wolken hervorgewagt? Plagte Sie wegen der wetterbedingten saumässigen Monate März bis Mai sogar eine Art depressiver Trübsinn?

Alles falsch, entgegen Ihnen jetzt die Journalisten der Schweizerischen Depeschagentur: «Der Frühling 2023 ist rund anderthalb Grad zu warm ausgefallen.» Weil die Klima-ideologischen Alarmisten der SDA weder vom Wetter noch vom Klima eine Ahnung haben, berufen sie sich auf die Sendung «SRF Meteo» und deren Mitteilung vom Sonntag: «Im Vergleich zur klimatologisch relevanten Norm der Jahre 1961 bis 1990 war es gut 1,5 Grad zu warm, im Süden sogar etwas mehr als 2 Grad.» Doch wer bestimmt, dass die klimatisch relevante Norm zwischen 1961 und 1990 liegt?

Selbstverständlich die Meteorologen. Das sind Wissenschaftler, die aufgrund komplizierter Hoch- und Tiefdruckberechnungen exakt darüber informiert sind, wie das Wetter hätte sein sollen. Meteorologen versuchen sich in ungefähren Aussagen über eine wahrscheinlich mögliche Wetterentwicklung in nicht genau bestimmbar Teilen des Landes. Sie warnen eiskalt vor einer vorgeblichen Hitze. Unsere klimatologischen und meteorologischen Politaktivisten haben selbstverständlich einen Grund, der störrischen Bevölkerung einen zu warmen Frühling einzureden. Es plagt sie die Angst, dass sich das Publikum nicht ängstigt. Und am 18. Juni das strunzdumme Klimagesetz versenken könnte.

Das Schlimmste ist, dass wir Steuer- und Zwangsgebührenzahler die Dauerpropaganda von SDA und SRG auch noch mit vielen Millionen subventionieren. Eigentlich schade, wenn jetzt allmählich doch noch der Sommer kommt. Denn je wärmer die Abende werden, desto lauter quaken die Frösche.

Christoph Mörgeli

Hokuspokus mit Covid-Todesfällen

Die Behörden wissen nicht, wer wirklich an Corona starb. Dies zeigt das entlarvende Beispiel des Kantons Luzern.

Philipp Gut

Das Coronavirus wurde von der Politik als furchtbar tödliche Bedrohung dargestellt. Die Folge dieser Einschätzung waren extreme Massnahmen, die das Leben und die Rechte der Bürger selbst in demokratischen Staaten wie der Schweiz in nie dagewesenem Mass einschränkten. Doch wie gefährlich war die Pandemie wirklich?

Der Kanton Luzern liefert nun aufschlussreiche Antworten. In einem Rechenschaftsbericht des Regierungsrats an den Kantonsrat («Covid-19-Krisenbewältigung im Kanton Luzern») vom letzten Herbst heisst es zu den Todesfolgen des Virus: «470 Menschen sind im Kanton Luzern bis August 2022 im Zusammenhang mit dem Virus verstorben.» Der Nachfrage eines kritischen Bürgers ist zu verdanken, dass wir jetzt erfahren, wie solide diese Angaben der Behörden sind:

1 — **Durchschnittsalter:** Bei den Corona-Toten in Luzern handelt es sich «in den allermeisten Fällen um Personen mit Jahrgang 1920–1940», also um Achtzig- bis Hundertjährige.

2 — **Geimpft vs. ungeimpft:** Auf die Frage, wie sich der Anteil der geimpften und der ungeimpften Personen unter den Corona-Todesfällen zusammensetze, antworten die Verantwortlichen, diese Fragestellung blende die Tatsache aus, «dass man sich während fast eines Jahres gar nicht impfen lassen konnte». Deshalb lasse sich «auch kein Kausalzusammenhang ableiten». Ferner müsse «in Betracht gezogen werden, dass der Impfschutz bekanntlich nachlässt».

3 — **Feststellung der Todesursache:** Das einzige und ausschlaggebende Kriterium, durch welches ein Verstorbener in die Statistik der Corona-Toten aufgenommen wurde, war ein Test, «dessen Ergebnis positiv war». Zählten also auch Unfalltote mit positivem PCR-Test zu den Corona-Toten? Die ehrliche Antwort: «Ja.»

4 — **Obduktion:** Prüfungen der wahren Todesursachen – beispielsweise durch eine Obduktion – fanden erklärermassen nicht statt.

5 — **Vorerkrankungen:** Ob und wie viele der angeblichen Corona-Opfer unter Vorerkrankungen litten, weist die Statistik nicht

aus. Die lapidare Begründung: «Das Meldformular wurde während der Pandemie rund fünfzehn Mal abgeändert. Aus diesem Grund kann keine fundierte Analyse beziehungsweise Antwort erfolgen.»

«Man hat keine genaue Ahnung»

Fazit: Luzern gibt als erster Schweizer Kanton zu, dass es keine seriöse Grundlage für die Feststellung der Anzahl Corona-Toter gibt. Umso mehr sind auch die Angaben des Bundes zu hinterfragen, der bisher von über 14 000 Todesfällen spricht. Auch hier ist unklar, in wie vielen Fällen Corona die Ursache war.

Wie die Analysen von Professor Konstantin Beck und anderen zeigen, liegt die altersstandardisierte Sterblichkeit in der Schweiz 2020 im Mittelfeld der vorangegangenen Jahre. Auf Anfrage der *Weltwoche* sagt Beck: «Man hat keine genaue Ahnung, wer wirklich an Corona starb.»

liebe ist...



... reden, reden, reden!

Samichläuse Rösti und Schmid

Gemeinsam wollen sie das Kraftwerk Chlus bauen lassen, das fast nur Sommerenergie produziert.



Die Strombürokratie in der Schweiz ist gleich effizient wie die helvetische Landwirtschaftsbürokratie. Das heisst: Wir bezahlen den doppelten Preis und erhalten nur die halbe Wurst. Zwei zentrale Figuren der Strommisswirtschaft waren und sind der neue Bundesrat Albert Rösti und der freisinnige Ständerat Martin Schmid aus Graubünden.

Rösti war bis zu seiner Wahl in den Bundesrat Präsident des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes. Dieser kontrolliert das zuständige Bundesamt für Energie. Das auf Anweisung von Rösti und Co. und seinen Nachfolgern unsinnigste Projekte vorantrieb und vorantreibt.

Blödsinn 1 — Das ist die absurd teure Wasserkraftreserve, die uns pro Kilowattstunde Strom, die wir nicht brauchen, 75 Rappen kostet.

Blödsinn 2 — Das sind die fossilen Kraftwerke in Birr, die gar nie laufen werden, bevor man sie wieder abbaut.

Blödsinn 3 — Das sind die fünfzehn Speicherkraftwerke des runden Tisches, die nur 2000 Millionen Kilowattstunden Strom vom Sommer in den Winter transferieren. Brauchen würden wir 25 000 Millionen Kilowattstunden mehr Winterenergie pro Jahr.

Auf der gleichen Flughöhe wie Albert Rösti bewegt sich der freisinnige Martin Schmid, dieser Hans in allen Subventionsschläuchen.

Blödsinn 1 — Schmid ist für die Versorgung der Schweiz mit Gas zuständig. Zusammen mit André Dosé. Leider haben wir keine Speicher. Schmid hat nicht einmal den Bau solcher Gasspeicher gefordert.

Blödsinn 2 — Kleinwasserkraftwerke sind ökonomisch und ökologisch Giftpillen für die Alpen. Sie kosten viel und produzieren faktisch nur Sommerenergie. Also jene Energie, von der wir tendenziell schon viel zu viel haben.

Blödsinn 3 — Axpo, Alpiq, BKW und Co. haben ein neues Kartell gebildet. Sie wollen in den Alpen nur Solarkraftwerke bauen, wenn als Basis aller Berechnungen pro Kilowatt Leistung 3000

Unsere Scheinriesen schwimmen nicht gegen den Strom der Abzocker, sondern organisieren Subventionsorgien.

Franken als Investition angerechnet werden. Und sie davon bis zu 60 Prozent Subventionen erhalten.

Wohin die Reise der beiden gehen soll, belegt das Projekt Chlus. Das geplante Wasserkraftwerk wird nicht einmal fünfzig Millionen Kilowattstunden Winterstrom produzieren. Wer es mit 200 Millionen Franken subventioniert, bezahlt pro produzierte Kilowattstunden Winterstrom vier Franken an Subventionen. Da der Schweiz 25 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom fehlen, kosten uns gleiche oder vergleichbare ineffiziente Kraftwerke hundert Milliarden Franken. Typische Rösti-Misswirtschaft.

Unsere Scheinriesen Rösti und Schmid schwimmen nicht gegen den Strom der Abzocker, sondern organisieren Subventionsorgien für ihre parastaatlichen Boni-Stromer.

Was tun? Wir brauchen Winterstrom und keinen Sommerstrom. Folglich sollten wir – wenn

überhaupt – nur die Produktion von Winterstrom subventionieren. Mit einmalig einem Franken pro jährlich produzierte Kilowattstunde. Das heisst, mit vier Mal weniger Staatsknete, als das Kraftwerk Chlus bekommen soll.

Es braucht einen Wettbewerb der Technologien. Und durchsetzen werden sich dabei – Stand heute – die alpinen Freiflächenanlagen. Warum?

Erstens weisen die neusten Solarzellen bereits einen Wirkungsgrad von 29 Prozent auf. Je höher der Wirkungsgrad, umso weniger Flächen braucht es. Zweitens sinken die Preise der Batterien auch für stationäre Anlagen innert fünf Jahren auf unter hundert Franken pro gespeicherte Kilowattstunde. Flutterstrom war somit gestern, und der Tag/Nacht-Ausgleich wird kein Problem mehr sein. Drittens können wir Dunkelflauten mit unseren bestehenden Stauseen problemlos glätten.

Wir dürfen die Zukunft entspannt angehen. Die chinesischen Kommunisten produzieren schon 2026 mehr Solarpanels, als der Weltmarkt schlucken kann. Dank der – Martullo-Blocher *dixit* – offenbar besten Regierung der Welt.

Die Schweizer Geschichte lehrt uns: Wir brauchen leider immer etwas Zeit. Denken wir nur an die AHV und das Frauenstimmrecht. Aber jetzt haben die Frauen im Bundesrat die Hosen an. Genau gleich wird es mit den alpinen Freiflächenanlagen gehen. Irgendwann werden die Grünen und die Landschaftsschutzorganisationen aufhören, in der SVP-Logik faktisch den Bau neuer Atomkraftwerke zu fördern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



Platz am Tisch der Mächtigen: Präsident Erdogan.

Atatürk des 21. Jahrhunderts

Recep Tayyip Erdogan hat die Türkei grundlegend verändert.

Sein grösstes Verdienst: religiöse Türken mit dem Erbe des Staatsgründers auszusöhnen.

Wolfgang Koydl

Am 27. Mai, einen Tag vor der Stichwahl, nahm der türkische Staatspräsident einen Termin wahr, der im Ausland so gut wie nicht registriert wurde, aber von hoher Symbolkraft war: Recep Tayyip Erdogan besuchte Anit Mezar, das Mausoleum von Adnan Menderes in Istanbul.

Putschversuche

Der erste frei gewählte türkische Ministerpräsident der Republik war vor 63 Jahren, am 27. Mai 1960, vom Militär gestürzt worden. Der Vorwurf: Er war korrupt, und er kam den Kurden zu sehr entgegen. Der wahre Grund: Er wollte dem Islam in dem von Republikgründer Kemal Atatürk mit der Brechstange säkularisierten Staat wieder zu seinen Rechten verhelfen. Die uniformierten Gralshüter des Kemalismus machten kurzen Prozess: Sie verurteilten Menderes zum Tod und hängten ihn ein Jahr später auf der Gefängnisinsel Imrali im Marmarameer,

auf der nun seit Jahren der Kurdenführer Abdullah Öcalan einsitzt.

Mit dem Besuch am Grabmal betonte Erdogan eine Tradition der Islamisierung der Türkei, die viel älter ist als er und seine Politik. Nicht nur Menderes («Der türkische Staat ist muslimisch

Erdogan beschwor mit dem Besuch des Mausoleums einen Neuanfang, eine Neugründung der Türkei.

und wird muslimisch bleiben») gehörte dazu, auch Turgut Özal, während dessen Amtszeit 1990 die Grabstätte Anit Mezar erbaut wurde. Özal, populärer Ministerpräsident und Staatsschef, wurde zwar nicht weggeputscht, starb jedoch unter bis heute ungeklärten Umständen.

Gleichzeitig beschwor Erdogan mit dem Besuch einen Neuanfang, gleichsam eine Neugründung der Türkei: «Wir können es nicht

abwarten, 63 Jahre später morgen an der Wahlurne die gute Nachricht zu verkünden, dass die Ära der Putsche, der Memoranden und der Juntas vorüber ist», gelobte der Staatsschef am Grab seines frühen Vorgängers. Nebenbei versetzte er seinem Herausforderer Kemal Kilicdaroglu einen Seitenhieb. Dessen Republikanische Volkspartei (CHP) hatte die drei Militärcoups, die die Türkei erlebte, immer stillschweigend gutgeheissen. Schliesslich ging es um die Verteidigung von Atatürks politischer Hinterlassenschaft.

Auch Erdogan hat einen Putschversuch überlebt, ein Ereignis, das seine Politik massgeblich veränderte. Aber schon vorher hat er die Türkei mehr verändert als jeder andere Politiker seit Staatsgründer Atatürk. Er hat dem Land seinen Stempel aufgedrückt, er hat den Einfluss des über Jahrzehnte bestimmenden und übermächtigen Militärs gebrochen, und er hat der Türkei einen in der Bevölkerung lange ver-

missten Platz als starke Regionalmacht erobert. Vor allem aber hat er die religiöse Mehrheit der Bevölkerung endlich mit Atatürks Erbe versöhnt: Er hat den Islam wieder salonfähig gemacht, ohne die Grundlagen der Republik anzutasten.

Es ist nicht vermessen zu sagen, dass Erdogan der Atatürk des 21. Jahrhunderts ist. Der Staatsgründer lenkte fünfzehn Jahre die Geschicke der Türkei, Erdogan steht nun schon mehr als zwanzig Jahre an der Spitze. Beendet er die Amtszeit, für die er jetzt wiedergewählt wurde, wird es ein Vierteljahrhundert sein. Daher ist es durchaus passend, dass Erdogan die Feierlichkeiten anführen wird, mit denen die Türken am 29. Oktober den hundertsten Jahrestag der Republikgründung begehen werden.

Lunte für Zweiten Weltkrieg

Atatürk ist nach wie vor der prägende Mythos des Landes. Nicht einmal die Islamisten kritisieren den «Vater der Türken», denn unbestreitbar ist sein Verdienst, das Land nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg aus den Trümmern des Osmanischen Reichs gerettet zu haben. Der Vertrag von Sèvres, den die Siegermächte mit der Hohen Pforte in Konstantinopel schlossen, war ebenso ein Diktatfrieden wie die anderen Pariser Vorortverträge mit Deutschland, Österreich und Ungarn, die die Lunte für den Zweiten Weltkrieg legten.

Sèvres teilte die arabischen Besitzungen des Osmanischen Reichs unter den Kolonialmächten Grossbritannien und Frankreich auf. Das anatolische Kernland sollte zerstückelt werden, Erzfeind Griechenland das Gebiet um Izmir und fast den gesamten europäischen Teil des Landes westlich von Istanbul erhalten. Italien wurde eine «Schutzzone» um Antalya zugesprochen. Ein Grossarmenien war ebenso skizziert wie ein Kurdenstaat.

Als Athen unter Premierminister Eleftherios Venizelos mit Duldung der Westmächte weitere Forderungen erhob und in der Türkei einmarschierte, widersetzten sich die Türken unter dem Kommando des osmanischen Offiziers Mustafa Kemal Pascha, der später für diese Leistung den Ehrennamen «Vater der Türken», Atatürk, erhalten sollte. Er obsiegte und konnte im Vertrag von Lausanne 1923 den Schmachfrieden von Sèvres revidieren. Die moderne Türkei war geboren.

Seinem Land verordnete er eine Revolution, wie sie dramatischer nicht sein konnte. Gleichsam über Nacht wurde aus einer islamischen Monarchie, deren Sultan geistiges Oberhaupt aller Muslime der Welt war, eine säkulare, ja antireligiöse Republik nach westlichem Vorbild. Kein Stein blieb auf dem anderen, der neue starke Mann kümmerte sich um jedes Detail: Die lateinische Schrift löste die arabische ab, Ankara Istanbul als Hauptstadt. Der Fes für die Männer verschwand ebenso wie der Schleier der Frauen;



alle Bürger mussten sich zum ersten Mal Nachnamen geben. Den verachteten Kurden wurden sie von Staatsbeamten mit ausgesuchter Bosheit zugeteilt – weshalb viele von ihnen bis heute Türk oder Öztürk (echter Türke) heissen. Die Besessenheit zur Verwestlichung trieb bizarre Blüten: Streichquartette bereisten anatolische Dörfer, um den Bauern Beethoven und Schubert nahezubringen.

Zimperlich ging Atatürk nicht vor. Er schuf einen Einparteiensstaat und etablierte das Militär als seinen Garanten. Politische Gegner wur-

Er hat die Aussenpolitik radikal verändert – und seinem Land Stolz und Selbstvertrauen zurückgegeben.

den gnadenlos verfolgt. Ungebärdig und ungeduldig peitschte er sein Programm durch. Der Westen jubelte dem Reformator zu, getreu Oscar Wildes Erkenntnis, dass «Imitation die ehrlichste Form der Schmeichelei» ist. Doch weite Teile der Bevölkerung lehnten die Umwälzungen ab und akzeptierten sie nur dem Schein nach – bis heute, wie die Wahlerfolge von Menderes, Özal und zuletzt Erdogan bewiesen. Lediglich die Eliten in den Grossstädten begrüsst die Verwestlichung. Auch bei der letzten Präsidentenwahl stimmten sie mehrheitlich gegen Erdogan.

In der islamischen Welt hatte Atatürk zwei begeisterte Nachahmer: Amanullah Chan in Afghanistan und Reza Schah Pahlavi im Iran. Auch sie krepelten ihre Staaten im westlichen Sinn um. Es ist vielleicht bezeichnend, dass ausgerechnet diese Länder wieder in die Hände radikaler islamischer Fundamentalisten gefallen sind – eine Antwort auf die von Anfang an verhasste und als fremd empfundene Verwestlichung.

Dass der Türkei dieses Schicksal erspart blieb, ist letztlich auch Erdogan zu verdanken. Seine Gegner im In- und Ausland mögen ihn als «Islamisten» verteufeln. Aber wenn, dann ist er ein sehr türkischer, ein recht säkularer Islamist. Radikalere Elemente in seiner Bewegung stellte er mit symbolischen Schritten zufrieden – wie etwa die Rückwandlung der Hagia Sophia in eine Moschee. Entscheidend war, dass er nie die

Grundlagen der Republik in Frage stellte. Eine Bemerkung, dass die Türkei ein muslimischer Staat sei und bleiben werde, würde ihm nicht über die Lippen kommen.

Hinzu kommt, dass Erdogan in erster Linie ein türkischer Nationalist ist – so wie so gut wie alle politischen Kräfte im Land und eine grosse Mehrheit der Bevölkerung. Sie hat sich nie wirklich mit einem zweiten Element des atatürkischen Erbes abgefunden: einer defensiven Aussenpolitik. «Frieden im Land, Frieden auf der Welt», lautete das Motto des Staatsgründers. Die Türkei mischte sich nicht in die Angelegenheiten ihrer Nachbarländer ein – ausser sie wurde provoziert wie von der kurdischen Terrorbewegung, die vom Irak aus operierte, oder von griechischen Nationalisten auf Zypern.

Erdogan hat die Aussenpolitik radikal verändert – und damit seinem Land Stolz und Selbstvertrauen zurückgegeben. Dazu trug zum einen sein selbstbewusstes Auftreten gegenüber der Europäischen Union und den USA bei, die in der Türkei oft einen lästigen Bittsteller sahen und sie auch so behandelten. Eine EU-Mitgliedschaft ist de facto längst vom Tisch. Nicht nur, weil die Europäer dies nicht wollen, sondern auch, weil Ankara genug davon hat, an der Nase herumgeführt zu werden.

Verbindungen nach Asien und Afrika

Zum anderen nutzte Erdogan die geopolitische Rolle seines Landes, um ihm einen Platz am Tisch der Mächtigen zu verschaffen. Gelegen an der Schnittstelle von Balkan und Kaukasus, Russland und dem Nahen Osten, kann das Land gar nicht anders, als eine aktive Politik zu betreiben – ganz zu schweigen von den historischen und kulturellen Verbindungen bis weit nach Zentralasien und Nordafrika. Die Türkei wird ihren Weg weitergehen.

Schaffen Sie mehr Wert – für sich und die Umwelt

Vorausschauend
seit Generationen



Private
Banking

Roger Waters stört das Selbstbild des Westens

Wer in Deutschland vor dem Totalitarismus warnt, bekommt es jetzt mit der Polizei zu tun, wie das Beispiel des Pink-Floyd-Gründers zeigt.

Milosz Matuschek

Kunst schafft es zu höchsten Weihen, wenn sie die Realität nicht nur einholt, sondern überholt. Gerade passiert das in Deutschland, wo man alles versucht, um die Konzerte von Roger Waters (einem der Gründer von Pink Floyd) entweder zu verbieten oder aber Waters mit Denunziationsetiketten zu belegen. Erst versuchte man, Waters zum Antisemiten zu stempeln, da er Israel-kritische Positionen vertritt und sich für die Sache der Palästinenser einsetzt. Waters siegte vor Gericht und durfte alle Konzerte spielen. Nun ermittelt die Berliner Polizei wegen Volksverhetzung gegen ihn: In seiner Bühnenshow soll er das NS-Regime verherrlicht haben. Abstruser geht es kaum noch: Wer vor Hass und Totalitarismus warnt, bekommt die Polizei an den Hals. Totalitärer kann sich der Staat kaum die Blöße geben.

Bob Geldof als Diktator

Offenbar braucht die Berliner Polizei dringend ein Update in Sachen Kunstfreiheit und Bühnenshows. Mit ein bisschen Recherche wäre leicht herauszufinden gewesen, dass Pink Floyd 1979 ein Album namens «The Wall» herausbrachten, in welchem sie unter anderem vor dem Aufstieg eines totalitären Diktators warnen. Es gibt auch

einen gleichnamigen Film von 1982 mit dem Musiker und Polit-Aktivist Bob Geldof in der Rolle des Diktators. Waters schlüpft seit Jahren in seiner Bühnenshow in die Rolle dieses Diktators, trägt einen Ledermantel, eine Armbinde mit zwei gekreuzten Hämmern und schießt mit einer Maschinenpistolen-Attrappe ins Publikum. Dazu läuft der ikonische Song «Run Like Hell», dessen Text man als Aufforderung zur Republikflucht verstehen muss.

Wer verstanden hat, zwischen den Zeilen zu lesen, weiss: Es geht wie so oft in Deutschland bei Antisemitismusbekämpfung am wenigsten um Antisemitismusbekämpfung oder den Schutz des öffentlichen Friedens. Echte NS-Symbolik bei ukrainischen Soldaten und Befehlshabern, bis hin zu Präsident Selenskyj, hat im «besten Deutschland aller Zeiten» noch keinen Zensor, Staatsanwalt oder auch nur kritischen Berichterstatter auf den Plan gerufen, dafür viele Lobredner und Laudatoren. Nein, es geht recht eindeutig um Waters' politische Botschaften. Wenn Kunst unbequem wird, ist der Künstler eben schnell rechtsextrem. Waters stört das Selbstbild des Westens als moralischer Supermacht wie kein zweiter Künstler. Sein Vergehen ist, dass seine Kunst die wunden Punkte von heute mit Inhal-

ten von vor vierzig Jahren immer besser zu treffen scheint, dass die Kunst also die Wirklichkeit nicht nur einholt, sondern überholt.

Waters ist seit mehr als fünfzig Jahren ein linkslibertärer Stachel im Fleisch (*in the flesh?*) des Establishments. Wo immer es um Korruption, Machtkonzentration, totalitäre Bestrebungen, Kriegsverbrechen oder die Verletzung von Menschenrechten geht, erhebt er seine Stimme. In seiner Bühnenshow wird er mehr als deutlich: Kaum ein US-Präsident war kein Kriegs-

Waters ist seit mehr als 50 Jahren ein linkslibertärer Stachel im Fleisch des Establishments.

verbrecher, Waters zeigt Ausschnitte des von Wikileaks veröffentlichten Videos «Collateral Murder», das die Tötung von Zivilisten und Journalisten durch US-Soldaten im Irak zeigt, und fordert unmissverständlich: Free Assange! Der neueste Vorwurf der Volksverhetzung ist der durchschaubare Versuch, den Überbringer dieser Botschaften aus der Öffentlichkeit zu entfernen. Waters erreicht mit seinen Shows schliesslich ein Millionenpublikum, die Tournee ist so gut wie ausgebucht, obwohl die Karten nicht gerade ein Schnäppchen sind.

SS-Leute im Spielberg-Film

Wie lange will sich Deutschland noch zum Gespött der Welt machen? Behörden verletzen die Kunstfreiheit und erweisen echter Antisemitismusbekämpfung einen Bärendienst, wenn das Strafrecht zur Zensur unbequemer Künstler missbraucht wird. Wird bald Steven Spielberg angezeigt? In «Schindler's List» laufen viele SS-Leute mit Ledermänteln und echten Hakenkreuz-Armbinden durchs Bild. Es wird Zeit, dass sich der Justizapparat gegen so offensichtliche politische Instrumentalisierung zur Wehr setzt.

Einen Vorteil hat das Ganze immerhin: Noch mehr Menschen werden jetzt Roger Waters kennenlernen, zu seinen Konzerten gehen und seine parodistische Warnung vor dem Totalitarismus vernehmen. Danke, Berliner Polizei!



Danke, Berliner Polizei! Szene aus Pink Floyds «The Wall».

Ein Gymnasiast verführt Frankreich

Das Leben beginnt im Ruhestand, und vorher kommt der Weltuntergang: Die Grande Nation steht kopf. Zuoberst: ein Schüler mit Engelszügen.

Jürg Altwegg

Er ist fünfzehn, von kleiner Statur und sieht noch jünger aus, als er ist. Politologen bescheinigen dem Gymnasiasten ein «Engelsgesicht» und verklären ihn zur französischen «Greta». Für die etwas nüchterneren Franzosen ist Manès Nadel schlicht die Ikone des Protests gegen die Rentenreform. Sie kennen ihn aus dem Fernsehen. Stundenlang übertragen die Nachrichtensender die Demonstrationen, regelmässig wiederholen sie die spektakulärsten Sequenzen. Nadel ist Chef der Schüलगewerkschaft «La Voix Lycéenne» und bei jeder Schulbesetzung dabei.

«Faschismus verhindern»

Seinen ersten Auftritt hatte er im Januar auf BFM-TV – mehr als 1,5 Millionen Mal wurde er im Internet abgerufen. Ein virales Video hatte die Revolte der Gelbwesten gegen Macron ausgelöst. Bei der letzten Demo wurde Nadel live von der Place de la République aus interviewt.

Der Junge, der die Nation mit seiner Schlagfertigkeit verblüfft, ist der Sohn eines Ökonomen und einer Beamtin und als einziges

Perfekt beherrscht er die Methoden der sozialen Netzwerke. Doch vom Selfie-Narzissmus hebt er sich ab.

von fünf Kindern politisch aktiv. Seine frühe militante Sozialisierung erfolgte in der Klimabewegung. Perfekt beherrscht der Teenager die Methoden der sozialen Netzwerke. Doch vom Selfie-Narzissmus seiner Generation hebt er sich wohltuend ab. Lieber als über sich redet er über die Welt. Stets ist er bemüht, die Seriosität seines Engagements zu unterstreichen. «Wir arbeiten gründlich. Kürzlich veranstalteten wir einen Kongress, zu dem wir mehrere Ökonomen eingeladen hatten.»

Diese «bestürzten Ökonomen» hätten den Schülern erklärt, dass die Finanzierung der Renten kein Problem darstelle, erklärt Nadel. Natürlich wisse man, dass Menschen länger leben und es früher pro Rentner drei Berufstätige gab, die seine Pension bezahlten. «Heute sind es viel-

leicht nur noch zwei. Aber die Produktivität wurde verdreifacht.»

Eine beachtliche Mehrheit war von der Notwendigkeit einer Rentenreform überzeugt. Jetzt wird sie von 80 Prozent abgelehnt. Gegen sie – und ohne Mehrheit selbst im Parlament – setzte Macron kraft seiner Machtfülle, die ihm die monarchistische Verfassung verleiht, die Reform durch. Die Verfassungshüter segneten sie ab. Der Widerstand wächst, der König ist kaum noch handlungsfähig. Das Einwanderungsgesetz wird in den Herbst verschoben und die Realisierung eines sinnvollen «Service national universel» für alle Jugendlichen zur Förderung des nationalen Zusammenhalts verzögert. Nadel lehnt ihn als weitere Stufe der «Faschisierung» ab.

Der Rentenprotest müsse den Faschismus verhindern und die Folgen der Apokalypse lindern: «Mit den öffentlichen Diensten, den Renten, dem Gesundheitswesen verteidigen wir die Armen. Sie sind die ersten Opfer der Klimakrise», sagt Nadel.

Doch im Rentenprotest widerspiegelt sich vor allem die Entfremdung der Franzosen von der Arbeit. Die sinnstiftende Arbeit bleibt mehr denn je der Elite vorbehalten, zu deren Privilegien es gehört, sich nicht an das Rentenalter zu halten. «Wir wollen überhaupt nicht mehr arbeiten» war auf Spruchbändern der Schüler zu lesen. Für die arbeitende Bevölkerung beginnt das Leben im Ruhestand, ihre Utopie ist das arbeitsfreie Paradies – und Frankreich ist mit der Jugend als Avantgarde auf dem besten Weg dahin. Der Philosoph Pascal Bruckner verspottet den «aufständischen Konservatismus» im «Schlaraffenland mit 67 Millionen depressiven Einwohnern».

Jede Revolte bringt ihren charismatischen Führer hervor. Das spektakulärste Beispiel bleibt Daniel Cohn-Bendit, der nach dem Mai 1968 zu den Begründern der Grünen gehörte. Von Nadel, dem «Wunderkind der Gewerkschaften», erhoffen sich die Arbeitnehmer eine Erneuerung ihrer Bewegung. Sein Einfluss ist bereits spürbar. Er hat die Gewerkschafts-



Arbeitsfreies Paradies: Manès Nadel.

führer alt aussehen lassen. Laurent Berger, Chef der führenden CFDT, tritt zurück: Ruhestand mit 54. Die kommunistische CGT hat erstmals eine Frau an der Spitze. Generalsekretär Philippe Martinez, 62 Jahre alt, wurde im April an die Arbeit in der Autofabrik Renault zurückgeschickt.

Reform von Matur und Rente

Manès Nadel geht wieder in die Schule. Die Linke will ihn bei der nächsten Parlamentswahl aufstellen, er ist dann knapp volljährig. Er denkt an ein Soziologiestudium, doch eine Karriere will er «eher nicht» machen. Sein Horizont ist der 6. Juni: Am nächsten Grosskampftag geht es gegen das Rentenalter 64 und die Reform der Matur.

Keller-Sutters üppige Girlanden

Die Finanzministerin will ihre Sicht auf das Debakel der Credit-Suisse verewigen. Noch bevor die parlamentarische Untersuchung beginnt.

Christoph Mörgeli



Was ist der Plan B? Krisenmanagerin Keller-Sutter.

Bundesrätin Karin Keller-Sutter will unbedingt ihrer Version der nach wie vor heftig umstrittenen Erledigung des CS-Debakels zum Durchbruch verhelfen. Die Strategie der FDP-Magistratin geht dahin, möglichst kein Stäubchen auf ihrem makellosen Image zuzulassen. Perfektionistin Keller-Sutter will dem Land unter allen Umständen beweisen, dass sie das Staatsschiff Ende März mit starker Hand ohne jeden Fehler durch die gefährlichen Klippen der internationalen und nationalen Finanzverwerfungen gesteuert hat.

Ein misslicher Fleck im Reinheitsbild von Keller-Sutter bleibt die Tatsache, dass das Parlament anlässlich der ausserordentlichen Session ihr die nachträgliche Absolution der unter Notrecht durchgepeitschten Übernahme der Credit Suisse durch die UBS verweigerte. Dabei hatte die NZZ zuvor noch voller Zuversicht prophezeit: «Das Parlament dürfte das Rettungspaket klar gutheissen.» Jetzt sorgt die bereits beschlossene parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) gerade in einem

Wahljahr für Nervosität. Weil sich die Finanzministerin bei der angeblichen Rettungsaktion als Krisenmanagerin resolut in den Vordergrund gedrängt und unter den verschiedenen Akteuren einen robusten Führungsanspruch gestellt hat, trägt sie jetzt die entsprechende Verantwortung.

Handverlesene Expertengruppe

Obwohl den zwölf Volks- und Ständevertretern in der PUK klar sein muss, dass der Bundesrat keine Bank führen kann, stehen unangenehme Fragen im Raum: Wie steht es um die Eigentumsrechte der CS-Wertschriftenbesitzer? Hat sich der Bund von der UBS über Vorteile lassen? Liess sich Keller-Sutter von Washington und London ungebührlich unter Druck setzen? Warum wurde der Nationalbank keine aktivere Rolle zugestanden? Sprach die Bundesrätin zu Unrecht von einer «privatwirtschaftlichen Lösung», wenn doch der Bundesrat dazu gedrängt und enorme finanzielle Zusicherungen ausgesprochen hat? Warum wurde in der ersten Kommunikation der Um-

fang der staatlichen Hundert-Milliarden-Garantie an die Nationalbank verschwiegen? Und hat sich der Bundesrat tatsächlich von keinem der weltweit renommierten Finanzinstitute beraten lassen? Die PUK darf keine Frage unbeantwortet lassen. Nicht einmal die, ob Simon Müller, Chefjurist im Finanzdepartement und einst Anwalt in der Kanzlei des Grossbetrügers Franz A. Zölch, eine entscheidende Rolle gespielt hat.

Karin Keller-Sutter folgt einer bewährten Praxis, indem sie öffentlichkeitswirksam eine von ihr handverlesene «Expertengruppe» einsetzt, noch bevor das Parlament als beaufsichtigende Instanz seine unabhängige Untersuchung beginnt. Das achtköpfige Fachgremium mit dem vertrauenerweckenden Namen «Bankenstabilität» soll vorausseilend die Übernahme der CS durch die UBS «aufarbeiten» und das *too big to fail*-Regelwerk überprüfen. Besonders wichtig war offenbar die Gender-Balance von vier Frauen und vier Männern. Das Gremium wird präsiert durch den altgedienten Neuenburger Politiker Jean Studer (SP), für Keller-Sutter als Regierungskollege mit Zuständigkeit Justiz ein zuverlässiger ehemaliger Weggefährte. Kompetenz im Management einer systemrelevanten Grossbank sucht man in dieser Expertengruppe vergebens.

Um noch vor Einsetzung der PUK ihr eigenes Narrativ in den Köpfen der Schweizer festzusetzen, gewährte Karin Keller-Sutter den Blättern von Tamedia ein flächendeckendes Interview. Schlagzeilen machte danach die vermeintliche Frohbotschaft, der Bund habe am UBS/CS-Deal bereits hundert Millionen Franken verdient – wie wenn dieser Betrag angesichts der Garantie von vielen Milliarden von irgendwelcher Bedeutung wäre. Dennoch druckte der *Tages-Anzeiger* die Jubelmeldung auf der Titelseite.

Keller-Sutter konnte im Interview loswerden, sie habe an jenem dramatischen Wochenende das Zeitgefühl verloren: «Ich wusste nicht mehr, ob Donnerstag oder Samstag ist.» Man wünscht sich unwillkürlich, sie habe ihr Urteilsvermögen wenigstens in den

übrigen Dingen einigermaßen bewahrt. Dann lobte sie die Leistungs- und Handlungsfähigkeit des Bundesrats, also auch sich selber. Um im Hinblick auf die PUK vielsagend ihre Verantwortung zu relativieren: «Ich war erst wenige Wochen im Finanzdepartement, als es passierte.» Selbstverständlich verlangte sie dann eine noch stärkere Rolle der Finanzmarktauf-

Besonders wichtig war offenbar die Gender-Balance von vier Frauen und vier Männern.

sicht, wie wenn diese trotz immer mehr Kompetenzen, Personal und Budget je eine Bankenkrise vorausgesehen hätte.

Im Dienst von Spiess-Hegglin

Überhaupt setzen die Spin-Doktoren ihre Chefin jederzeit ins beste Licht: «Das Finanzdepartement greift durch», berichtete der *Blick*, denn es streiche oder kürze die Boni der CS-Führungsebene. Für Karin Keller-Sutters tadellose Fassade sorgt neuerdings Pascal Hollenstein als Leiter Kommunikation, zusammen mit drei Mediensprecherinnen. Die Glaubwürdigkeit des ehemaligen Chefpublizisten von CH Media ist schwer angekratzt, weil er sich nachweislich

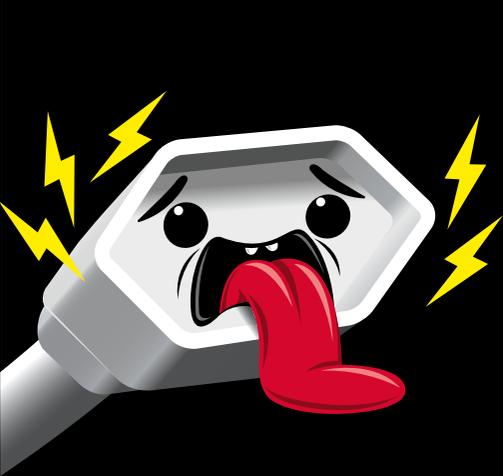
von Jolanda Spiess-Hegglin in ihrem schmutzigen Kampf gegen verschiedene Gegner instrumentalisiert liess. Der frühere Journalist ist aber in der Medienszene noch immer gut vernetzt und kann darum für seine Chefin jederzeit wichtige Kanäle öffnen. Keller-Sutter verlangt von ihren Kommunikatoren die Vermittlung des einprägsamen Bildes einer effizienten Macherin; wo Risse dieses leuchtenden Gemäldes zu trüben drohen, wird bei den Redaktionen interveniert, richtiggestellt und – am besten – gleich die Ministerin als Gesprächspartnerin angeboten.

Hingegen interveniert die Finanzministerin keineswegs, wenn sie als «starke Frau im Freisinn» (*Blick*), «neue starke Frau im Bundesrat» (*Sonntagszeitung*) oder gar «Superstar», «Feldherrin des Finanzplatzes» oder «Bankenretterin» verherrlicht wird. Letztere Zitate stammen aus der NZZ, in deren Verwaltungsrat Karin Keller-Sutter sass. Die Bundesrätin stiess sich auch nicht daran, dass ihr eine Fachfrau in der «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens folgendes Zeugnis ausstellte: «Ich denke, sie hat das sehr souverän, sehr sachlich gemacht.» Es handelte sich bei der «Kommunikationsexpertin» peinlicherweise um Bettina Zimmermann, eine Parteikollegin und Freundin Keller-Sutters vom Wiler Frauenförderverein. Diese

Krisenspezialistin rühmt sich übrigens online ihrer Erfahrung in einer Exekutivbehörde, freilich ohne anzufügen, dass ein Burnout diese Tätigkeit im Gemeinderat von Uetendorf schon nach eineinhalb Jahren beendet hat.

Wird hingegen mediale Kritik an der Amtsführung von Karin Keller-Sutter laut, ist ihr Departement unverzüglich mit einem Dementi zur Stelle. Die *Wochenzeitung* hat in ihrer letzten Ausgabe enthüllt, dass die Bundesrätin bei einem Nein zur OECD-Mindeststeuer entgegen ihren eigenen Beteuerungen durchaus einen Plan B in der Hinterhand hätte – nämlich die Verabschiedung einer angepassten Vorlage in der kommenden Herbstsession mit rückwirkendem Inkrafttreten per Anfang 2024. Doch ihr Departement liess dies noch gleichentags als «falsch» und «irreführend» dementieren.

Auch gegen die *Blick*-Berichterstattung, wonach die Finanzministerin beim AHV-Beitrag des Bundes sparen und stattdessen die Mehrwertsteuer erhöhen wolle, schritt ihre Medienstelle energisch ein: «Es gibt keine Pläne, der AHV Gelder zu entziehen. Und es gibt keine Pläne, die Altersrenten zu senken.» Hingegen gibt es ganz viele Pläne, die Departementschefin Karin Keller-Sutter jederzeit mit üppigen Girlanden zu behängen.



Energie-Sicherheit gefährden?

Stimmen auch Sie zusammen mit uns NEIN zum STROMFRESSER-GESETZ!

Weil ...

- das Gesetz zu einem **faktischen Verbot von Benzin, Diesel, Heizöl und Gas** führt. Das heisst massiv höherer Strombedarf, obwohl wir heute schon zu wenig Strom haben;
- wir alle mit dem neuen Gesetz **massiv mehr für Strom zahlen** müssen;
- das geplante Gesetz zu **Strommangel und Blackouts** führt!



Hans Egloff,
Präsident
Hauseigentümer-
verband Schweiz
HEV



Diana Gutjahr,
Unternehmerin,
Nationalrätin
SVP / TG



Magdalena
Martullo-Blocher,
Unternehmerin,
Nationalrätin SVP
GR



Casimir Platzer,
Präsident
GastroSuisse



André Rügsegger,
Regierungsrat SVP
SZ



Christian
Wasserfallen,
Nationalrat FDP
BE

stromfresser-gesetz-nein.ch

Überparteiliches Komitee
gegen das Stromfresser-Gesetz
c/o SVP Schweiz, Postfach, 3001 Bern

Stromfresser-Gesetz

NEIN

Bundesgesetz KIG

Italienische Lektionen für Klima-Kleber

Elektroautos und Windparks verhindern keine Überschwemmungen.
Ein paar Erkenntnisse aus der Emilia-Romagna, dem Zentrum der Flutkatastrophe.

Nicholas Farrell

Ravenna

Die Überschwemmungen, die weite Teile der Emilia-Romagna im Nordosten Italiens verwüstet haben, sind ein schwerer Schlag für diejenigen, die netto null Emissionen durchsetzen wollen – zumindest in Italien. Fast alle Italiener (85 Prozent) sind der Meinung, dass die Katastrophe vermeidbar gewesen wäre, und zwar nicht, indem man die Emission von Treibhausgasen auf null reduziert, sondern indem man Flussbetten ausbaggert, Flussufer sichert und Hochwasserrückhaltebecken schafft.

Gütige Laune des Schicksals

Ich lebe mit meiner italienischen Frau und unseren sechs Kindern in der Nähe von Ravenna, knapp einen Kilometer von einem grossen Fluss und unweit vom Meer entfernt. Dank einer gütigen Laune des Schicksals ist der Fluss in unserer Nähe nicht über die Ufer getreten. Die Mutter und der Bruder meiner Frau im 35 Kilometer entfernten Forlì hatten nicht so viel Glück. Ihr Haus stand einen halben Meter tief im Wasser.

Insgesamt wurden 36 000 Menschen aus ihren Häusern evakuiert – die meisten in und um Ravenna. Wie durch ein Wunder kamen nur fünfzehn Menschen ums Leben. Zehntausende von Geschäften sind jedoch ausser Betrieb, und weite landwirtschaftliche Flächen wurden in riesige temporäre Seen verwandelt, die auf absehbare Zeit unbrauchbar sind. In den Apenninen haben Hunderte von Erdrutschen Städte und Dörfer abgeschnitten. Mehr als 600 Strassen wurden ganz oder teilweise gesperrt.

In Rom kippten Klimaaktivisten schwarze Farbe in den Trevi-Brunnen, weil – so behaupten sie – fossile Brennstoffe «die Ursache» für die Überschwemmungen seien. Eine Ansicht, die nur 25 Prozent der Italiener teilen.

Selbst der Weltklimarat (IPCC) – das Orakel der Bewegung für den vom Menschen verursachten Klimawandel – gibt zu, dass der Ausstieg aus den fossilen Brennstoffen und das Erreichen des Nettonullpunkts nicht zu einer Senkung der globalen Temperatur führen werden – und somit per definitionem solche Überschwemmungen nicht verhindern werden.



36 000 Menschen evakuiert: Adria-Perle Ravenna.

In seinem jüngsten Bericht, dem «sechsten Sachstandsbericht», stellt er ganz klar fest, dass «Net Zero» die globale Temperatur lediglich stabilisieren – nicht aber senken – wird, und das auch nicht in den nächsten zwanzig bis dreissig Jahren. Auffallend ist, dass der Bericht in Bezug auf die globale Temperatur immer nur die Worte «begrenzen» oder «limitieren» verwendet, niemals «reduzieren» oder «verringern».

Wenn sich die Temperatur also bestenfalls stabilisiert, dann werden Elektroautos, Wärmepumpen oder Windkraftanlagen extreme Wetterereignisse nicht aufhalten. Aber wie dem auch sei, den Klimawandel für die Überschwemmungen verantwortlich zu machen, ist ein Ablenkungsmanöver, mit dem vermieden wird, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die es versäumt haben, für das zu sorgen, worauf es wirklich ankommt: angemessene Hochwasserschutzmassnahmen.

Und in der Emilia-Romagna ist das die Linke. Die Region ist seit dem Sturz des Faschismus im Jahr 1945 die nationale Hochburg der italienischen Linken: zuerst regiert vom Partito Comunista Italiano, jetzt von seinem Nachfolger, dem Partito Democratico.

Viele der Küstengebiete, vor allem um Ravenna, sind zurückgewonnene Flussdeltas und Salzwiesen, die von etwa zwei Dutzend Flüssen durchzogen werden. Ravenna war die letzte Hauptstadt des Weströmischen Reiches, und

die Überreste des Hafens, der einst die römische Flotte beherbergte, befinden sich auf Feldern, die sechs Meilen vom Meer entfernt sind. Doch um die Grünen und die Tierschutzlobby zu besänftigen, hat die von der Linken kontrollierte Region es versäumt, die Flüsse auszubaggern, die mit Schutt und Pflanzen – und den Bauten des Sumpfbibers – vollgestopft sind. Dieses aus Südamerika eingewanderte Nagetier hat die Flussufer der Region befallen, wo es riesige Tunnelnetze gräbt, die die Flüsse stark schwächen.

Vergesst «netto null»!

Im Jahr 2015 finanzierte die Region 23 Rückhaltebecken, die bis 2022 fertiggestellt werden sollten, aber nur 12 wurden gebaut. «Piove, governo ladro!», sagt ein berühmtes italienisches Sprichwort. Alles, was schief läuft, selbst der Regen, ist die Schuld der Regierung. Dies war ein Lieblingsspruch des berühmtesten kommunistischen Denkers Italiens, Antonio Gramsci, dessen wichtigster Beitrag zur marxistischen Ideologie darin bestand, zu argumentieren, dass das revolutionäre Ziel vor allem darin bestehen muss, nicht die Produktionsmittel, sondern das Denken an sich zu reissen.

Nun, der vorherrschende Gedanke im Moment ist: Vergesst «netto null»! Wie mir ein Freund, der «tutto» verloren hat, auf Whatsapp sagte: «Die sollen sich ihre Elektroautos einfach in den Hintern schieben!»

Sieg in den Medien, Niederlage im Leben

Wie immer war es auch bei Erdogan. Warum sind Wahlprognosen der Journalisten dauernd falsch?



Das Recep Tayyip Erdogan die Wahl in der Türkei verlieren würde, war mir schon lange klar. Unsere Journalisten hatten mir seine Abwahl angekündigt. Sein Gegenkandidat Kemal Kılıçdaroglu, so wusste etwa die *Aargauer Zeitung*, «geht als klarer Favorit ins Rennen».

Erdogans klare Niederlage war derart unabweichlich, dass sich unsere Journalisten nur noch mit den Folgen dieser klaren Niederlage beschäftigten. «Wird Erdogan eine Niederlage akzeptieren?», fragte der *Tages-Anzeiger*. Der *Blick* wiederum wusste, dass Erdogan nach seiner Niederlage «seinen Posten nicht einfach räumen wird».

Erdogans Abwahl erinnerte mich stark an die Abwahl von Ungarns Viktor Orbán im vergangenen Jahr. Auch dieses Resultat hatten unsere Journalisten präzise vorhergesagt.

«Orbán steht vor den Trümmern», wusste etwa die *NZZ* und bejubelte seinen Gegenkandidaten Péter Márki-Zay als «den Mann für die grossen Überraschungen». Und das Schweizer Fernsehen kündete ebenfalls einen Machtwechsel an: «Plötzlich hat Orbán ein Problem.»

Nun, Erdogan wie Orbán gewannen ihre Wahl dann im lockeren Handgalopp.

Es stellt sich also die Frage, warum unsere Journalisten so unfähig sind, den Ausgang einer Präsidentenwahl auch nur einigermaßen richtig vorauszusagen.

Unvergessen ist die kollektiv-kolossale Fehleinschätzung 2016 beim Duell von Hillary Clinton gegen Donald Trump. «Trump wird niemals Präsident, er hat nicht mal Aussenseiterchancen», sagte damals der *Tages-Anzeiger*. «Hillary Clintons historischer Weg», beschrieb

das Schweizer Radio ihren sicheren Sieg als erste Frau im Amt.

Warum also liegen unsere Journalisten bei Präsidentenwahlen regelmässig falsch?

Es gibt zwei Erklärungen. Die erste macht unsere Journalisten eher sympathisch. Die zweite macht sie eher unsympathisch.

Die erste Erklärung wäre, dass Journalisten eine Art US-Mentalität haben. In einem Duell halten sie zum Underdog, so wie die Amerikaner im Boxring gern den Aussenseiter unterstützen. Darum, könnte man sagen, schätzen sie in der

Den Journalisten ist ihre politische Haltung ungleich wichtiger als ihre journalistische Professionalität.

Türkei den Underdog Kılıçdaroglu, der den Rekordhalter Erdogan herausfordert, und sie halten zum Herausforderer Márki-Zay, der den Champion Orbán entthronen will. Diese Underdog-These würde Journalisten ganz sympathisch machen, aber die These ist leider nicht haltbar.

In diesem Fall nämlich müssten die Journalisten auch auf der Seite von Alice Weidel und ihrer AfD stehen, die in den deutschen Wahlen als Underdogs gegen die etablierten Regierungsparteien antreten. Sie müssten den Underdog Marine Le Pen und ihr Rassemblement national beloben, die das politische Establishment Frankreichs angreifen. Sie müssten in Österreich die Underdogs von Herbert Kickls FPÖ rühmen, die sich an der Dauer-Regierungspartei der ÖVP reiben. Und vor allem, o Schreck, o Graus, sie

müssten sich nun hinter dem Underdog Donald Trump einreihen, der gegen den Titelhalter Joe Biden antritt.

Die Wahrheit ist viel profaner als die Underdog-These, und sie macht die Journalisten weniger sympathisch. Die Wahrheit ist, dass ihnen ihre politische Haltung ungleich wichtiger ist als ihre journalistische Professionalität. Die Wahrheit lautet: Wir schreiben bei Wahlen aus Prinzip, dass die linken Politiker gewinnen, und wir schreiben aus Prinzip, dass die rechten Politiker verlieren. Ob diese Ideologie der Realität entspricht, interessiert uns nicht.

In den Zeitungen verlieren die Rechten von Erdogan über Orbán bis Trump jede Wahl. In der Realität sieht das dann ganz anders aus.

Das krassste Beispiel dieser vernebelten Sichtweise erlebten wir zuletzt bei den Wahlen in Finnland. Die sozialistische Ministerpräsidentin Sanna Marin war für die Medien unbesiegbar. Sie war «eine Lichtgestalt» (*Tages-Anzeiger*), sie war «ein Überflieger» (*Berner Zeitung*), sie war «ein Politstar» (*Blick*).

Und noch toller: Sanna Marin, dieser linke Lichtgestalt-Überflieger-Politstar war überdies, so platzte die *NZZ* vor Bewunderung, «eine verheiratete Mutter einer vierjährigen Tochter».

Zurück zur Realität. Die Finnen sahen das ziemlich anders als die Journalisten aus der Schweiz. Im April 2023 verlor Sanna Marin krachend die Wahl und musste zurücktreten. Und im Mai 2023 reichte die verheiratete Mutter einer vierjährigen Tochter die Scheidung ein.

In den Medien gewinnen die Linken immer, im Leben seltener.

Frieden mit Russland

Das kulturelle Erbe des Riesenreichs ist so vielfältig wie seine politischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten. Das russische Volk hat die historische Chance, eine neue, gerechtere Weltordnung mitaufzubauen.

Dmitri Trenin

Der Krieg in der Ukraine, der für die meisten Russen – und nicht nur für den Kreml – ein direkter, wenn auch noch nicht kinetischer militärischer Konflikt mit dem amerikanisch geführten Westen ist, hat Russland von innen heraus massiv umgestaltet. Die Wirtschaft, die mit den strengsten Sanktionen konfrontiert ist, die bisher gegen ein Land verhängt wurden, sucht nicht nur nach Möglichkeiten, die Sanktionen zu umgehen oder das Fehlen westlicher Produkte und Technologien zu kompensieren, sondern beginnt auch, sich von der Rolle als «Tankstelle der Welt», für die Russland nach dem Untergang der Sowjetunion bekannt geworden ist, zu entfernen. Die russische Gesellschaft, die sich zunehmend atomisiert hatte, da nur wenige ein schnelles Vermögen machten, lernt nun wieder, sich zu solidarisieren und durch ehrenamtliche Arbeit einen gemeinsamen Weg zu finden. Was die Werte anbelangt, so übertrumpft der Patriotismus, der in der unmittelbaren postsowjetischen Periode verachtet wurde, jetzt den früheren Sieger, den Liberalismus mit seinem kosmopolitischen Flair. Es gibt auch eine starke Nachfrage nach so etwas wie einer Reihe von Ideen, die das Land in die Zukunft führen sollen. Vor diesem Hintergrund sind die Veränderungen in der russischen Aussenpolitik, die von aussen stärker wahrgenommen werden als die innenpolitischen Entwicklungen, nur die Spitze des Eisbergs.

Im Wesentlichen hat der Krieg in der Ukraine die Art und Weise, wie Moskau den Rest der Welt betrachtet, radikal verändert. Das kürzlich veröffentlichte aussenpolitische Konzept ist ein Indikator dafür, wohin die Reise bisher gegangen ist, aber es ist nur ein erster Schritt in eine grundlegend neue Richtung. Diese Richtung negiert nicht nur das «neue Denken» von Michail Gorbatschow, die «Lasst uns mit dem Westen verbündet sein»-Haltung von Boris Jelzin und sogar die «Gross-Europa bis nach Wladiwostok»-Ansprüche von Wladimir Putin als jungem Präsidenten. In einigen entscheidenden Punkten schliesst der neue Ansatz die Bücher über eine viel längere historische Periode der russischen

Moskau

Geschichte – eine, die von Peter I., Russlands grossem Modernisierer und Verwestlicher des frühen 18. Jahrhunderts, eingeleitet wurde.

«Haus der Feinde»

Die heftige, einheitliche und massive Reaktion des Westens auf die russische Militäroperation in der Ukraine und die immer stärkere Beteiligung der Nato an dem dortigen Krieg haben das Universum der russischen Aussenpolitik in zwei Teile gespalten. Westlich der russischen Grenzen gibt es ein «Haus der Feinde», das sich aus den USA mit ihrem angelsächsischen Gefolge und den europäischen Ländern zusammensetzt, die in Moskau zum ersten Mal offiziell nur als Satelliten Amerikas betrachtet werden. Je nachdem, wie man die Zugehörigkeit definiert, zählt diese Gruppe ein paar Dutzend Länder, die das russische Aussenministerium als «unfreundlich» bezeichnet. Präsident Putin hat zwar öffentlich erklärt, dass sich die «Unfreundlichkeit» auf die derzeitige Politik des Westens und nicht auf die jeweiligen Länder als solche bezieht, und das aussenpolitische Konzept lässt die Tür für eine friedlichere, interessenbasierte Beziehung sowohl zu Amerika als auch zu Europa in einer fernen Zukunft offen, aber dieses positive Szenario setzt voraus, dass diese Länder einen vollständigen Wechsel ihrer Eliten und eine daraus resultierende Änderung ihrer Russlandpolitik vollziehen. Und es setzt voraus, dass Russland seine Ziele in der Ukraine erreicht.

Für die Aussenpolitik Moskaus bleiben die USA und ihre Verbündeten langfristige Gegner.

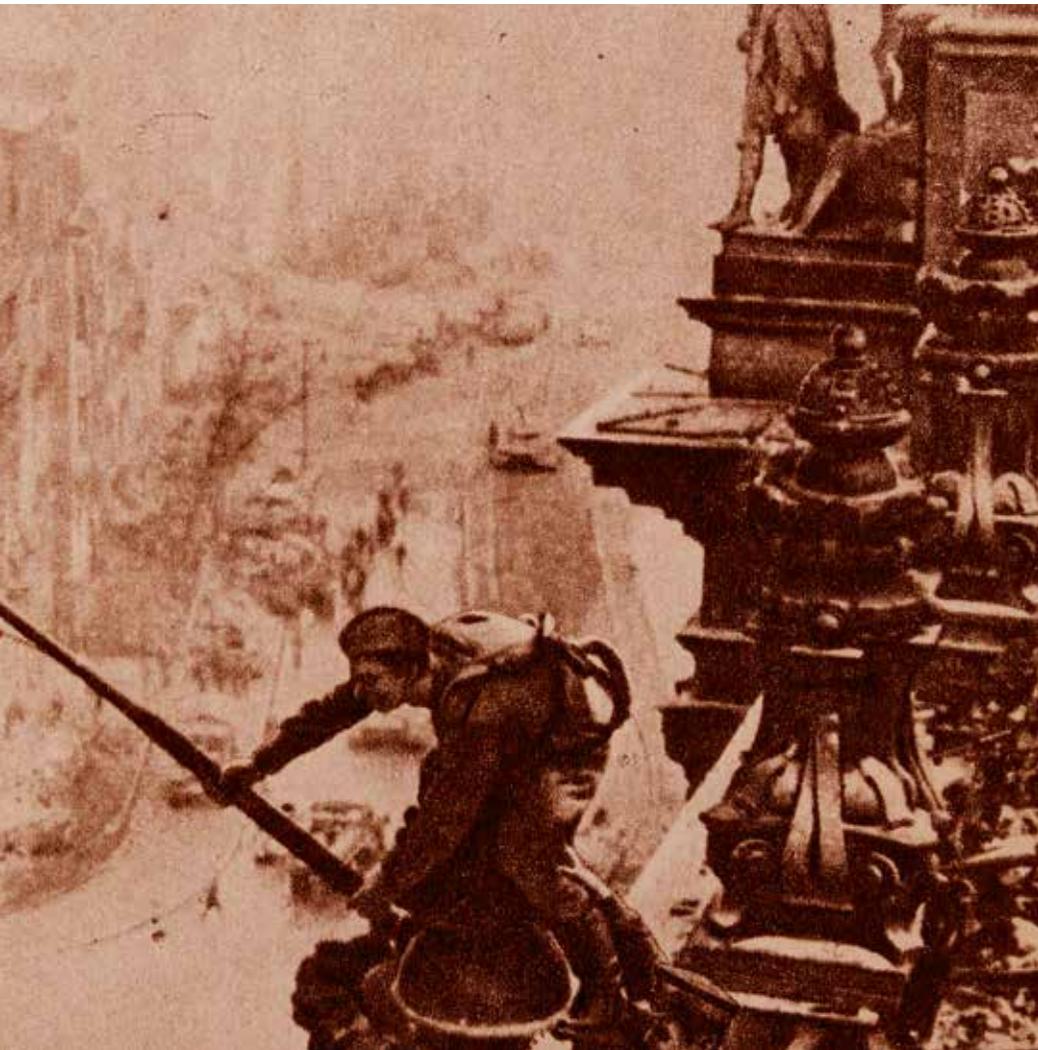
Eine neue Normalität in den russisch-westlichen Beziehungen ist jedenfalls in naher oder gar mittelfristiger Zukunft nicht zu erwarten. Es wird allgemein erwartet, dass die nächsten zehn bis fünfzehn, wenn nicht sogar zwanzig Jahre in Russland eine Zeit des hybriden Krieges sein werden, der sich durchaus über die Ukraine hinaus ausweiten und über das konventionelle Niveau hinaus eskalieren könnte. Im letzteren

Fall wird der Krieg natürlich kürzer sein, aber die Folgen werden weitaus grösser sein. Der mit Schusswaffen geführte Stellvertreterkrieg in der Ukraine ist natürlich nur eine Dimension des Konflikts, der auch in den Bereichen Wirtschaft, Finanzen, Information, Infrastruktur, Psychologie und auf anderen Gebieten erbittert geführt wird. Auf absehbare Zeit wird der Krieg, unabhängig von dem Adjektiv, mit dem man ihn bezeichnet, die wichtigste Form der Interaktion zwischen Russland und dem Westen bleiben. Für die Aussenpolitik Moskaus bleiben die USA und ihre Verbündeten – wenn auch nur als Staaten und nicht als Nationen – langfristige Gegner.

Für Russland ist dieser Konflikt existenziell: Sollte es ihn verlieren, würde das Land nicht nur seinen Grossmachtstatus verlieren, sondern de facto auch seine Souveränität. Manche befürchten sogar, dass Russland in mehrere Teile zerbrechen könnte, um es besser von aussen verwalten zu können. Viele Beobachter betrachten die Situation als nicht weniger ernst als 1941, als Hitler in die Sowjetunion einmarschierte, oder als Anfang 1917, da Rückschläge auf dem Schlachtfeld während des Ersten Weltkriegs das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Führung des Zaren untergruben und eine Revolu-

Neues internationales Gleichgewicht.





tion auslösten, die das Russische Reich beendete und schliesslich zu einem blutigen Bürgerkrieg führte. Die USA, davon ist das offizielle Moskau überzeugt, werden vor nichts zurückschrecken, um ihre globale Hegemonie zu verteidigen, die durch Russlands energisches Comeback auf der internationalen Bühne in Frage gestellt wird.

Die eigentliche Ursache

Was in der Ukraine und zwischen Russland und dem Westen geschieht, ist jedoch nur ein Teil eines viel umfassenderen Prozesses, der einen Wandel der Weltordnung einleitet: weg von der globalen Hegemonie der USA nach dem Kalten Krieg und der fünf Jahrhunderte währenden Dominanz des Westens im Weltgeschehen. In den USA wurde diese globale geopolitische Turbulenz unter Präsident Donald Trump als Wettbewerb der Grossmächte bezeichnet und wird nun von der Regierung Joe Biden als ein Konflikt zwischen Demokratie und Autoritarismus dargestellt. Die Russen ihrerseits sehen die eigentliche Ursache für den Weltkonflikt in der beschleunigten Verlagerung des wirtschaftlichen, technologischen und militärischen Zentrums der Welt vom Nordatlantik zurück auf den eurasischen Kontinent. Infolgedessen wird sich die

Reise des Machtzentrums der Welt ein halbes Jahrtausend später zu einem Kreis geschlossen haben. Russland ist kein Zuschauer, sondern Teil des Geschehens und treibt den Wandel voran.

Diese Annahme darüber, was in und mit der Welt vor sich geht, bildet den Kern von Russlands neuer Weltsicht. Es räumt den Beziehungen zu den Ländern Asiens, des Nahen Ostens, Afrikas und Lateinamerikas, deren Aufstieg es als eine Woge der Zukunft ansieht, eindeutig Priorität ein. Aber diese neue Priorität ist auch eine klare Notwendigkeit. Der Sanktionskrieg des Westens gegen Russland, der Ausschluss Russlands aus dem vom Dollar dominierten globalen Finanzsystem, das Einfrieren der russischen Währungsreserven, die Beschlagnahme und teilweise Konfiszierung des Privateigentums russischer Bürger im Ausland, der Druck auf internationale Unternehmen, Russland zu verlassen und dort zu desinvestieren; die willkürliche Begrenzung der Preise für russische Energieexporte, die Ausstellung eines Haftbefehls gegen das russische Staatsoberhaupt, ganz zu schweigen von der Aussetzung des Flugverkehrs und anderer Formen des freien Personen- und Warenverkehrs – all das, was noch vor kurzem undenkbar war, kommt einer De-facto-Blockade gleich.

Doch die Bemühungen des Westens, Russland vollständig zu isolieren, sind gescheitert. China und Indien, Saudi-Arabien und die Türkei, der Iran und die Vereinigten Arabischen Emirate, Brasilien und Südafrika sowie viele andere Länder haben sich geweigert, der von den USA angeführten Sanktionskoalition beizutreten – unabhängig davon, wie einige von ihnen in der Uno-Generalversammlung abstimmen. Darüber hinaus haben einige dieser Länder ihre Handels- und sonstigen Geschäfte mit Russland erheblich ausgeweitet und profitieren von Russlands Ölpreinsnäherungen und Ähnlichem. Moskau betrachtet diesen Teil des Planeten – der nicht nur demografisch, sondern auch wirtschaftlich, gemessen am BIP in Kaufkraftparitäten, grösser ist als der Westen – als die Weltmehrheit und lobt die «neutrale» und sogar «konstruktive» Haltung der verschiedenen Länder gegenüber einem Russland in Schwierigkeiten (was seine Beziehungen zu Europa betrifft). Für Russlands Aussenpolitik ist dieser Teil des Planeten definitiv ein «Haus der Partner».

Xis beiläufige Bemerkung

An der Spitze dieser Liste stehen China und Indien, die von Russland als die Grossmächte des eurasischen Kontinents auf Augenhöhe behandelt werden. Moskaus Beziehungen zu Peking werden immer enger, was in erster Linie auf die Faktoren zurückzuführen ist, die der Beziehung selbst innewohnen, aber zweifellos auch von aussen durch Washingtons riskantes Bestreben unterstützt wird, gleichzeitig Russland zu besiegen und China einzudämmen. Peking, das von Präsident Putin während seines Besuchs bei den Olympischen Winterspielen im Februar 2022 offensichtlich nicht über den bevorstehenden militärischen Einmarsch in der Ukraine informiert wurde, hat seine anfänglichen Vorbehalte gegenüber Russlands Vorgehen überwunden und sich seit Herbst 2022 zusehends Moskau angenähert. Es scheint, als sei Chinas Präsident Xi Jinping zum Schluss gekommen, dass ein Kräfteverhältnis mit den USA nun unvermeidlich und eine engere Zusammenarbeit und Koordination mit Russland für China strategisch sinnvoll sei. Xis beiläufige Bemerkung gegenüber Putin, als sie sich im März 2023 auf den Stufen des Kremlpalastes verabschiedeten, dass die beiden «Veränderungen anführen, wie sie die Welt seit hundert Jahren nicht mehr gesehen hat», klingt sehr aufschlussreich. Es besteht kein Zweifel, dass das kissingersche Dreieck aus den 1970er Jahren auf den Kopf gestellt worden ist. Washingtons doppelte Eindämmungspolitik gegenüber Moskau und Peking ist nach hinten losgegangen, denn Russland und China rücken noch enger gegen die USA zusammen.

Der Ukraine-Krieg hat Indien in seiner neuen Position als aufstrebende Weltmacht auf die Probe gestellt. Neu-Delhi hat in letzter Zeit viele politische Umwerber aus Amerika, Europa und

Japan gesehen, die alle versuchen, das Land von seinen historisch engen Beziehungen zu Moskau abzubringen. Doch Indien, das sich zum Ziel gesetzt hat, bis 2040 zur drittgrössten Volkswirtschaft der Welt aufzusteigen (derzeit ist es die fünftgrösste), ist vor allem an einer wirtschaftlichen und technologischen Zusammenarbeit mit dem Westen interessiert und ist China gegenüber eher misstrauisch. Es hat aber alles sorgfältig abgewogen, um seine soliden Beziehungen zu Russland nicht zu gefährden. Sowohl Delhi als auch Moskau müssen noch viel tun, um ihre «privilegierte Partnerschaft» dem Umfang und der Intensität der Beziehungen zwischen Russland und China anzunähern, aber Indiens klare Entschlossenheit, eine souveräne Grossmacht zu bleiben, garantiert, dass Delhi sich nicht dem westlichen Lager gegen Russland anschliessen wird. Moskaus grösstes Interesse besteht natürlich darin, eine indisch-chinesische Annäherung zu erleichtern, die das Trio Russland-Indien-China (RIC) zum Kernstück der neuen eurasischen Geopolitik machen würde. Zweifellos sehr schwierig, aber bei weitem nicht unmöglich.

China hat vor kurzem einen wichtigen diplomatischen Sieg errungen, indem es ein saudi-iranisches Abkommen zur Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen und zur Annäherung an eine weniger feindselige Beziehung am Golf vermittelt hat. Darauf folgte ein entsprechendes Abkommen zwischen den Saudis und den vom Iran unterstützten Huthi zur Beendigung des Krieges im Jemen. Zum ersten Mal in der jüngeren Geschichte wurde ein wichtiges Friedensabkommen im Nahen Osten ohne die USA erzielt. Russland war kaum schockiert ob Chinas Erfolg. Vielmehr profitieren die beiden Länder von der Synergie ihrer parallelen diplomatischen Bemühungen. Dies gilt für das saudische Königreich, das erwägt, China sein Öl in

Russland führt weiterhin die Bemühungen um eine Friedenslösung in Syrien an.

Yuan in Rechnung zu stellen, während es mit Russland bei den Ölfördermengen kooperiert. Das gilt für den Iran, der seine wirtschaftlichen Beziehungen zu China ausbaut, militärisch mit Russland kooperiert und auf dem Weg ist, Mitglied der Schanghai Organisation für Zusammenarbeit zu werden. Dies gilt auch für Afghanistan, wo China, Russland, der Iran und Pakistan – leider noch nicht Indien – zusammenarbeiten, um die Stabilität in dem vom Krieg zerrissenen Land zu gewährleisten.

Russland führt seinerseits weiterhin die Bemühungen um eine Friedenslösung in Syrien an. Im Astana-Prozess arbeitet Moskau mit der Türkei und dem Iran zusammen; andernorts fördert es aktiv den türkisch-syrischen Dialog und arbeitet mit Saudi-Arabien, Ägypten, den Ver-

einigten Arabischen Emiraten (VAE) und anderen zusammen, um Damaskus wieder als Vollmitglied der Arabischen Liga zu etablieren. In der Zwischenzeit haben sich die Türkei und die VAE zu neuen Drehscheiben für Russlands Geschäfte mit der Welt entwickelt, und der Iran spielt eine wichtige Rolle in Moskaus Plänen für einen Nord-Süd-Handelskorridor, der St. Petersburg mit Mumbai verbindet.

Bekenntnis zur multipolaren Welt

Es liesse sich endlos über die Bedeutung diskutieren, die diese neue Konzentration auf die Beziehungen zur Weltmehrheit für Russland hat. Diese Beziehungen können jedoch viel mehr als nur einen Teil der Verluste ausgleichen, die durch den Bruch mit dem Westen entstanden sind – was ihr unmittelbares Ziel ist. Das übergeordnete Ziel von Moskaus neuem Ansatz gegenüber Asien, dem Nahen Osten, Afrika und Lateinamerika sollte die Schaffung von Elementen einer neuen Weltordnung sein, die von Moskau (und Peking) lautstark angekündigt wird. In diesem Stadium spielt es keine Rolle, dass Russland darauf abzielt, die derzeitige Ordnung durch eine völlig neue zu ersetzen, während China lediglich versucht, die jetzige Ordnung zu modifizieren, indem es die westliche Dominanz in den bestehenden Institutionen reduziert und den Einfluss anderer Akteure, in erster Linie seiner selbst, ausbaut. Was die Beendigung der Hegemonie von den USA und ihren Verbündeten angeht, können Moskau und Peking zusammen marschieren und tun dies auch.

Das Bekenntnis der beiden Länder zu einer multipolaren Welt reicht ein Vierteljahrhundert zurück. Viele andere Länder auf der ganzen Welt haben sich seitdem dieser Idee angeschlossen. Die Art der Multipolarität, die an die Stelle der Hegemonie eines einzelnen Landes treten würde, muss jedoch definiert und detailliert beschrieben werden und unterscheidet sich deutlich von einer Weltoligarchie oder einem neuen Konzert mehrerer Grossmächte, die die Welt beherrschen. Die polyzentrische Struktur, die China, Indien, Brasilien, Südafrika, Russland und andere vorschlagen, muss auf gegenseitigem Respekt beruhen, jede Form von Diktat ausschliessen und einen echten Multilateralismus als Arbeitsprinzip einführen. Zu den Schlüsselbereichen beim Aufbau der neuen Weltordnung gehören Finanzen, Sicherheit und Information. Hier sollten die Führer der Weltmehrheit von Erklärungen zu praktischen Schritten übergehen. In jedem dieser Bereiche hat Russland einen wertvollen Beitrag zu leisten.

Die tragende Säule der amerikanischen Vormachtstellung in der Welt ist das auf dem US-Dollar aufgebaute Finanzierungssystem. Die Entdollarisierung ist nicht nur ein Trend in den Ländern, die Schwierigkeiten in ihren Beziehungen zu den USA haben. In weniger radikalen Formen wurde sie auch von einigen amerika-



„Wir haben gehört, hier gibt's was, auf die Munn.“

nischen Partnern als Mittel zur Diversifizierung und Absicherung akzeptiert. Während Russland und China (wie auch Russland und Indien) bereits einen Grossteil ihres bilateralen Handels in ihren nationalen Währungen abwickeln, deutet das Abkommen über eine ähnliche Vereinbarung zwischen China und Brasilien auf einen bedeutenden Durchbruch hin. Wenn auch die Golfstaaten diesem Beispiel folgen, könnte dies zu einem starken Trend werden. Sicher wird der Yuan, eher als der Rubel, die Rupie oder der Real, zum wichtigsten Instrument, trotz seiner bekannten Einschränkungen. Das ist ein Schritt in die richtige Richtung, aber er kann nicht das Ziel sein. Es ist an der Zeit, dass sich die Brics-Staaten auf das Projekt einer digitalen Weltwährung konzentrieren, die nicht von einem einzelnen Staat kontrolliert werden kann. Wenn das gelingt, wäre das eine echte Veränderung. Dann könnten Rio de Janeiro, Kapstadt oder Mumbai um die Ausrichtung einer Konferenz konkurrieren, die die Grundregeln des Finanzsystems für das 21. Jahrhundert festlegt.

Ein weiterer Pfeiler der Vorherrschaft Washingtons ist sein System von Sicherheitsallianzen und Partnerschaften. Es macht keinen Sinn, dass die Nationen der Mehrheit dies nachahmen. Sinnvoll wäre es, die Schanghai Organisation für Zusammenarbeit (SCO), die in der einen oder anderen Form bereits einen Grossteil Eurasiens mit Ausnahme der westlichsten Halbinsel zum Atlantik hin umfasst, in ein kontinentweites System der internationalen Stabilität und Zusammenarbeit zu verwandeln. Ein solches System würde auf gegenseitigem Respekt, gemeinsam entwickelten und konsequent angewandten Regeln sowie vertrauensbildenden Massnahmen, zuverlässigen Kommunikationsverbindungen und Versöhnungsmechanismen beruhen. Diese Aufgabe ist wahrscheinlich noch schwieriger als die Gründung einer neuen Weltwährung, aber nicht unmöglich. Sehen Sie sich zum Beispiel die Geschichte der stabilen und produktiven chinesisch-russischen Beziehungen an, die drei Jahrzehnte intensiver Feindseligkeit abgelöst und jene westlichen Skeptiker widerlegt hatten, die einen unvermeidlichen neuen Zusammenstoss zwischen Moskau und Peking vorausgesagt haben.

Chinas erfolgreiche Vermittlung zwischen Teheran und Riad wurde bereits erwähnt. Russ-

lands eigene Bemühungen mit den Türken, Iranern und Arabern, eine politische Lösung in Syrien herbeizuführen, sind ebenfalls einen Blick wert. Der Wiederaufbau Afghanistans ist noch nicht abgeschlossen. Die USA, die sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts als die dominierende Macht in ganz Eurasien sahen, sind weiterhin entlang der maritimen Peripherie aktiv, von der Ukraine bis Taiwan und vom Golf bis zur Arktis, aber das Herz des Kontinents wird jetzt im Wesentlichen von den eurasischen Mächten selbst kontrolliert und verwaltet.

Da die englische Sprache die derzeitige *Lingua franca* ist, beherrschen die angelsächsischen Medien den Äther. Wahre Befreiung von fremder Hegemonie muss die Befreiung des eigenen Denkens und die Entwicklung origineller Ideen und Denkmuster beinhalten, die im Reichtum der

Die intellektuelle Kraft Russlands ist trotz der jahrzehntelangen Vernachlässigung beeindruckend.

vielen Kulturen und Zivilisationen der Welt verwurzelt sind. Die Medien produzieren routinemässig Narrative, die auf die politische Agenda derjenigen ausgerichtet sind, die sie besitzen oder beeinflussen. Diese Informationsmacht, die sich in einigen wenigen Händen konzentriert, sei es in den Regierungen oder im privaten Sektor, kann und wird als Waffe gegen vermeintliche Rivalen oder Konkurrenten eingesetzt. Dort ist die berühmte Redefreiheit oft eine Täuschung. Die Brics-Länder oder eine Untergruppe von ihnen können und sollten ein Konsortium alternativer Weltmedien gründen, sowohl in englischer Sprache als auch in anderen Sprachen, um ihre eigenen Geschichten und Perspektiven zu vermitteln. Die Erfolgsbilanz von Al-Dschasira aus Katar, RT aus Russland, Press-TV aus dem Iran und CGTN aus China zeigt, was auf nationaler Ebene erreicht werden kann. Die indischen Medien verfügen über einen enormen Pool an Ressourcen. Eine gemeinsame Anstrengung wäre noch beeindruckender und effektiver.

Asien, Afrika, Lateinamerika, Nahost

Die Agenda, auf die eine solche Anstrengung zielte, würde die Förderung der Ansichten der Nationen der Weltmehrheit über die Zukunft der Weltordnung, die internationale Sicherheit, die Bedingungen der Wirtschafts- und Handelsbeziehungen, die Umwelt, einschliesslich der Frage des Klimawandels, die Auswirkungen der Technologie auf die Zukunft der Menschheit und so weiter umfassen. Sie würde auch die kulturelle Szene in der Welt erweitern und das kulturelle Erbe untersuchen, insbesondere das der Völker Asiens, Afrikas, Lateinamerikas und des Nahen Ostens. Sie würde einen fairen Dialog zwischen den Denkern, Wissenschaftlern, Akademikern und Meinungsführern der Welt

über die grossen Fragen der Zeit fördern und jene Stimmen aus dem Westen willkommen heissen, die in den zunehmend einseitig ausgerichteten Medien in Amerika und Europa keine oder nur wenig Gelegenheit finden, sich zu äussern. Dabei sollte es sich nicht um ein anti-westliches Propagandainstrument handeln: Das internationale Konsortium sollte in erster Linie ein nichtwestliches Publikum ansprechen, und seine Hauptaufgabe wäre es, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Gemeinschaft und einer gemeinsamen Zukunft zu schaffen.

Russlands neues aussenpolitisches Konzept beschreibt das Land als eine eigenständige Zivilisation – eine grosse Veränderung gegenüber einem ähnlichen Dokument vor einem Jahrzehnt, das Russland in das europäische Erbe einbettete. Definitionen und Slogans lassen sich leicht aufstellen und bei Bedarf ersetzen; ihnen gerecht zu werden, ist viel schwieriger. Insbesondere die russischen Eliten müssen genügend Zeit aufwenden und echte intellektuelle Anstrengungen unternehmen, um ihre neue Weltsicht zu verfeinern. Sie müssen lernen, nach den Werten zu leben, die sie für sich beanspruchen, und dann mit gutem Beispiel vorangehen. Sie müssen das philosophische Erbe des Landes ordnen – das beeindruckender ist, als die meisten ausserhalb oder sogar innerhalb Russlands denken – und die historischen Erfahrungen der Nation offen bewerten. Auf der Grundlage dieser Schritte sollten die Eliten eine Reihe von Ideen entwickeln, wohin sie ihr Land bewegen wollen und warum. Und schliesslich sollten sie, nachdem sie das russische Volk überzeugt haben, das daraus resultierende Projekt in die Tat umsetzen: eine Mammutaufgabe, die nicht abgekürzt werden kann, wenn der Anspruch der Zivilisation mehr als ein Slogan sein soll.

Diese Eliten müssen auch darüber nachdenken, was Russland anderen anbieten kann und welche Rolle es in verschiedenen Beziehungsgeflechten spielen kann und sollte. Dies gilt zum Beispiel für die Rolle im Rahmen der postsowjetischen Institutionen, wie der Eurasischen Wirtschaftsunion und der Organisation des Vertrags über kollektive Sicherheit, und auf bilateraler Ebene mit den «nahen Nachbarn» der postsowjetischen Welt. Das Gleiche gilt für die Institutionen, deren Gründungsmitglied Moskau ist und in denen es Einfluss ausüben könnte, wenn auch weniger als in einer Führungsposition: die SCO und die Brics. Darüber hinaus, und das ist vielleicht entscheidend für seine Zukunft, sollte Russland über seine Rolle innerhalb der RIC-Gruppe nachdenken, des potenziellen Führungstrios des eurasischen Kontinents. Hinzu kommen die Foren, die Russland mit grossen Ländergruppen verbinden, von der Asean über die Afrikanische Union bis zur islamischen Solidaritätsorganisation, und schliesslich die bilateralen Beziehungen zu den wichtigsten Ländern in jeder dieser Gruppen.

Die Breite der Bereiche und die Tiefe der Aufgaben können erschrecken. Die Ressourcen, die Moskau derzeit zur Verfügung stehen, sind nur ein Bruchteil dessen, was erforderlich ist, um proaktiv mit den vielen Partnern zu verhandeln, die jetzt Moskaus Priorität sind. Russlands Wirtschaftskraft ist zwar begrenzt, aber belastbar und äusserst anpassungsfähig; ihre Instrumente können in dem neuen geoökonomischen Umfeld kreativ eingesetzt werden. Russlands militärische Macht wird nicht nur täglich in der Ukraine-Krise auf die Probe gestellt, sondern auch deutlich aufgerüstet, wenn auch zu einem hohen Preis. Die intellektuelle Kraft Russlands ist trotz der jahrzehntelangen Vernachlässigung und der beträchtlichen Abwanderung von Fachkräften beeindruckend; ausserdem kann sie besser auf die Bedürfnisse der Nation ausgerichtet werden.

Russische Föderation 2.0

Was die diplomatische Macht Russlands betrifft, so muss sie umgeschichtet werden. Einige Ressourcen können aus den Bereichen verlagert werden, in denen der Bedarf an diplomatischen Aktivitäten dramatisch gesunken ist: Europa und Nordamerika. Viele weitere Diplomaten sollten neu ausgebildet werden, um in den nichtwestlichen Teilen der Welt zu dienen. Neue Sprach- und Landeskundekurse sind angebracht, auch in den Sprachen der ehemaligen Sowjetrepubliken, wo es nicht mehr ausreicht, Geschäfte nur auf Russisch zu tätigen. Der Lehrplan für das russische Bildungswesen müsste erweitert werden, um mehr Lernstoff über die nichtwestlichen Zivilisationen aufzunehmen, und die Medienberichterstattung über das Weltgeschehen sollte ihre Neigung überwinden, sich zu 90 Prozent auf den Westen zu konzentrieren.

Das oben Gesagte ist nicht mehr als eine Skizze der Arbeit, die auf Russland zukommt, wenn es sich auf etwas zubewegt, das ich seit langem als «Russische Föderation 2.0» bezeichne, mit einer grundlegenden Neupositionierung in der Aussenpolitik. Diese Transformation war nicht geplant. Wäre die militärische Sonderoperation in der Ukraine schnell mit einigen wichtigen, aber begrenzten Gewinnen für Moskau beendet worden, hätte diese Transformation vielleicht nie begonnen. Was in Wirklichkeit folgte, hat den Einsatz auf ein Maximum erhöht. Wenn Russland bei dieser Transformation scheitert (was ich nicht glaube), wird das schlimme Folgen haben – nicht nur für Russland selbst. Wenn Russland aber erfolgreich ist, wird die Weltmehrheit von einem erfahrenen und viel fähigeren Mitglied profitieren, das bereit ist, auf ein neues internationales Gleichgewicht hinzuarbeiten.

Dmitri Trenin ist Forschungsprofessor an der Higher School of Economics und Leading Research Fellow am Institute of World Economy and International Relations», beide in Moskau.

Dieser Text erschien zuerst auf Globalbridge.ch.
Aus dem Englischen von Christian Müller

Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Kurpfuscher

Ärzte werden gerne als Halbgötter verehrt.

Doch während der Pandemie haben sie sich auf Kosten ihrer Patienten bereichert.

Milosz Matuschek

Vor kurzem fand in Deutschland der 127. Ärztetag statt. In seiner Rede büstete Verbandspräsident Klaus Reinhardt nahezu durchgehend den anwesenden Gesundheitsminister Karl Lauterbach herunter, am Ende gab es von der versammelten Ärzteschaft frenetischen Beifall und Standing Ovations. Kritik an Lauterbach ist sicher richtig und überfällig, doch in diesem Fall war es ein Hochamt der Heuchelei. Wer hat denn jede irrwitzige medizinische Massnahme während der Pandemie abgenickt und umgesetzt? Wer hat selbst bei Kinderimpfungen mitgemacht? Wer hat während der Pandemie – wie keine andere Berufsgruppe neben der Pharmabranche – von den Impfungen profitiert und sich vielfach auf Kosten der Gesundheit der Patienten bereichert? Es waren durchweg Ärzte.

Sprunghafte Erlöse

Dank der Impfungen konnte eine Arztpraxis auch mal locker drei Millionen Euro Umsatz pro Jahr einfahren, rechnete das TV-Magazin «Monitor» schon vor über einem Jahr vor. Der in der Sendung zum Geldsegen zur Rede gestellte Hausarzt entgegnete lapidar: «Wem wollen sie es denn sonst in den Rachen werfen?» So aktiv die Ärzte bei den lukrativen mRNA-Injektionen im Akkord waren, so träge sind sie heute bei der Dokumentation von Impfschäden. Diese werden von Ärzten gerne pauschal geleugnet, denn die Meldung an die zuständige Behörde ist aufwendig und wird nicht vergütet. Für die Betroffenen beginnt ein Spiessrutenlauf auf der Suche nach Behandlungsmethoden. Der Arzt hat am Ende die Gewinne und der Patient den Schaden. Dabei lautet der erste Grundsatz ärztlicher Behandlungsethik, dem Patienten nicht zu schaden («Primum non nocere»). Ein Treppenwitz.

Doch die Impfungen sind nur die Spitze des Eisberges. Die ärztlichen Verfehlungen während der Pandemie summieren sich zum begründeten Verdacht auf millionenfach begangene Kapitalverbrechen. Schon in der Frühphase der Pandemie, im Frühjahr und Sommer 2020, wurden fatale Weichen gestellt. Die Politik brauchte für ihre Massnahmen eine Grundstimmung der Panik in der Bevölkerung, man modellierte Millionen von



Ein klarer Fall von «Junk Science».

Toten herbei und fabrizierte Schreckensbilder aus Bergamo. Doch die Schreckenskulisse hätte nichts gebracht, wenn es nicht wirkliche Todesfälle gegeben hätte. Die Frage, die sich deshalb heute dringender denn je stellt, lautet: Wie viele Tote gehen (kausal) auf Covid zurück, wie viele auf fatale Behandlungsmethoden?

Es ist kein Geheimnis: Krankenhäuser hatten nicht nur während der Pandemie einen grossen finanziellen Anreiz, Beatmungsgeräte länger als nötig laufen zu lassen. Das Vergütungssystem in Deutschland sieht vor, dass die Erlöse sprunghaft ansteigen, je länger die Behandlung erfolgt.

Das Gesundheitswesen eignet sich bestens für einen Sumpf aus Korruption und Korporatismus.

Mit der Länge nimmt jedoch auch das Risiko des Todes für den Patienten zu. Selbst ein Anthony Fauci sagt rückblickend, dass die mechanische Beatmung mehr Schaden als Nutzen geliefert habe. Wie viele Patienten starben infolge der künstlichen Beatmung und nicht an Covid?

Die gleiche Frage stellt sich für die Medikamente Paxlovid und Remdesivir. Remdesivir wurde zuletzt erfolglos zur Bekämpfung von

Ebola eingesetzt. In manchen Studien starb mehr als die Hälfte der Probanden. Das Präparat von Gilead war seitdem ein Ladenhüter, bis es zu Pandemiebeginn von Anthony Fauci reaktiviert wurde. Wie veröffentlichte E-Mails aus der Frühphase der Pandemie nahelegen, setzte Fauci einseitig auf Remdesivir und schlug Warnungen von Wissenschaft und Ärzteschaft in den Wind. So berichtete der schwedische Forscher Rosario Leopardi Fauci, dass die Todeszahlen in Ländern, wo Remdesivir eingesetzt wurde (u. a. Italien und China), um ein Vielfaches höher seien als in Ländern, die das nicht taten. Wie viele Tote gehen zusätzlich auf das Konto dieses Präparats? Ohne Obduktionen werden wir es wohl nie erfahren. Fakt ist: Kaum jemand in der Ärzteschaft hat ein Interesse an Aufklärung, da diese einer Selbstbeichtigung gleichkommt.

Das gilt ebenso für die Schweiz. Wie in anderen Ländern auch wurden Ärzte, die sich für das Behandlungsprotokoll aus Medikamenten, Beatmungen und Impfungen einsetzten, als mediale Experten aufgebaut. Einer davon war Huldrych Günthard, leitender Arzt am Uni-Spital Zürich, der sich öffentlich sowohl für Impfungen als auch für Remdesivir starkmachte und zudem selbst Behandlungen durchführte. Er trat in der SRF-«Arena» auf und wurde auch

für die Sendung «NZZ Standpunkte» als Experte interviewt. Über Zahlungen an Günthard aus der Pharmabranche gab es dabei kein Sterbenswort. *Pharmagelder.ch* listet gleichwohl seit 2015 mehrere tausend Franken von Gilead an Günthard auf. Mal sind es gute 2000 Franken als Honorar für Beratung und Vorträge, mal Übernachtungskosten von knapp 5000 Franken – man darf dabei wohl nicht von einer Unterbringung in einer Jugendherberge ausgehen. Günthards Geldglück geht noch weiter. Wie Unterlagen von Swissmedic über Interessenkonflikte vom Dezember 2021 zeigen, beriet Günthard die Pharmafirma Janssen bezüglich der Möglichkeit, das Johnson-&Johnson-Vakzin in der Schweiz einzusetzen. Günthard war mehr als nur ein «Impfluencer» von vielen. Er war ein Pharmavertreter im weissen Kittel.

Irreführte Öffentlichkeit

Mit Gilead verbindet ihn laut diesem Dokument eine innige Geschäftsbeziehung. Mehr als 500 000 Franken erhielten er und ein institutionelles Forschungsteam von der Firma bereits für HIV-Forschung. Eine nicht näher bekannte Summe (weniger als 500 000 Franken) gab es zudem als Stipendium («Grant») für Forschung zu Covid-19. Diese Gelder sollen ausdrücklich nicht für produktspezifische Forschung geflossen sein, so seine Angaben gegenüber Swissmedic. Umso verwunderlicher ist, dass er 2020 an einem wissenschaftlichen Artikel (Open Forum Infectious Diseases 7, S. 345/346) über den Einsatz von Remdesivir zur Covid-Behandlung mitwirkte, den man gut und gerne als von Gilead gesponsert ansehen kann: Nahezu alle Autoren der Studie hatten Geld von Gilead bekommen. Obwohl es sogar bei dieser Studie zu Todesfällen kam, empfiehlt das Forscherteam den Einsatz von Remdesivir zur Covid-Behandlung. Ein klarer Fall von «junk science»: Bezahlte Wissenschaftler kommen genau zu den Ergebnissen, die dem Sponsor der Studie gefallen. Die irreführte Öffentlichkeit ist dabei das eine. Dass Günthard Swissmedic über seine Interessenkonflikte belogen hat, kommt noch dazu.

Das Gesundheitswesen eignet sich bestens für einen Sumpf aus systemischer Korruption und Korporatismus. Alle profitierten zu Lasten des Patienten: Die Politiker bekamen ihren Notstand, die Mainstream-Medien bekamen Inserate und ein Megathema, die Pharmaindustrie bekam ihren Umsatz, Ärzte und Krankenhäuser verdienten mit, am Ende gab es für jeden Coronatodesschein ein Kopfgeld, auch wenn es sich bei dem Toten um einen verunglückten Motorradfahrer mit positivem PCR-Test handelte.

All das wirkt kriminell, ja mafiös. Wieso hört man nirgends die Handschellen klicken?

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

Womanizers Einsamkeit

Als wir Männer wurden, wollten wir sein wie Alain Delon. Zum Glück sind wir gescheitert.

Michael Bahnerth

Er sei, stand irgendwo einmal geschrieben, eines der schönsten Gesichter, die je auf einer Leinwand erschienen. Natürlich stimmt das, aber Alain Delon, geboren 1935, war viel mehr für uns, die wir jung waren damals in den Achtzigern, gerade die letzten Pickel ausgedrückt hatten, uns suchten und Männer werden wollten, richtige, nicht solche, wie unsere Väter es waren, sondern solche, wie Alain Delon einer war; ein einsamer Wolf, ein Womanizer, einer, der sich nichts sagen lässt, der stoisch und smart den Irrungen der Welt und seinen eigenen Verzweigungen begegnet und das hemingwayische Diktum lebt, dass ein Mann zwar zerstört, aber nicht besiegt werden kann.

Er hatte, bevor das Alter seine Augen verwässerte und auch seinen Geist, den Blick, man muss es so simpel sagen, eines hungrigen Raubtieres, das weiss, dass es töten muss, um selbst am Leben zu bleiben, jeden Tag. 1967 drehte er «Der eiskalte Engel», und am Anfang des Filmes steht dieses Zitat, das wie der Film seiner Seele scheint: «Es gibt keine grössere Einsamkeit als die eines Samurai, ausser vielleicht die eines Tigers im Dschungel.»

Napoleon, de Gaulle, Le Pen

So streifte er durch den Urwald seines Lebens, verlassen von seinen Eltern, seit er vier Jahre alt war, aufgenommen von Pflegeeltern. Sechsmal wurde er von der Schule verwiesen, er war ein Unerziehbarer, man schickte ihn ins Internat, er verliess es mit vierzehn, um in der Metzgerei seines Stiefvaters zu arbeiten. Er zog in den Indochinakrieg, kam mit ein paar Wunden zurück, arbeitete in den Pariser Les Halles und nahm Schauspielunterricht.

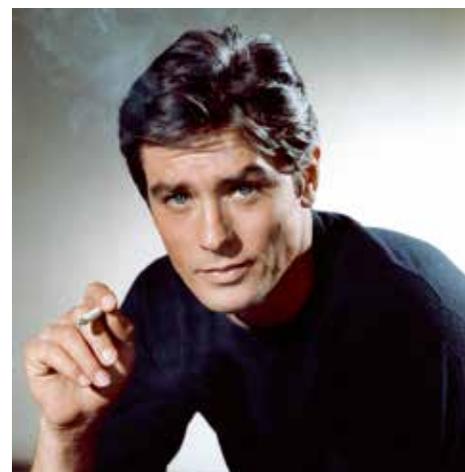
Die kleinen grossen Rollen kamen, «Rocco und seine Brüder», «Der Leopard», Geld kam und Ruhm und Romy Schneider, die Liebe seines Lebens, wie er sagte, die fünf Jahre lang dauerte und in der das Raubtier Stück für Stück die Seele Romys ass. Vier Jahre danach drehten sie zusammen «Der Swimmingpool», und es schien, dass trotz all der Wunden ihre beiden Seelen fanden, was sie glaubten zu brauchen; ein wenig Grausamkeit hier, ein wenig Ausbeutung

da. Delon flüchtete in eine übersteigerte Männlichkeit, einen gnadenlosen Machismo, Romy in die wattierte Welt der Tabletten.

Er jagte andere Frauen, ohne dabei ein Schürzenjäger zu sein, und wahrscheinlich war es so, dass er ganz viel konnte, aber viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um einen andern ausser sich selbst gleichermaßen lieben zu können.

Er verzehrte seine Vergangenheit, was jeden Menschen irgendwann verbittert, und das Gegenwärtige und das Zukünftige waren zu schlecht und belanglos für ihn, um daran teilzunehmen. So, wie sein Publikum das Interesse an ihm verlor, verlor er sein Interesse an der Welt, er tingelte ein wenig in der Politik, unterstützte Nicolas Sarkozy, erzählte jedem, der es hören wollte, dass er Patriot sei, Napoleon möge und Charles de Gaulle, dass Jean-Marie Le Pen ein Freund von ihm sei und Schwulsein gegen die Natur.

Er verliess Frankreich, zog in die Westschweiz, bekam einen Schweizer Pass und kaufte sich ein Anwesen im Département Loiret. Der Mann, der einst ein einsamer Wolf unter Menschen war, teilt sein Leben jetzt mit Haustieren, Hunden, Katzen, einem Papagei, wie man hört, und einem Schlaganfall vor zwei Jahren. Sein Gesicht und die Schönheit in ihm sind von der Leinwand verschwunden, wohl für immer.



Rocco und der Leopard: Ikone Delon.

«Dieses Klimagesetz ist total falsch»

Strom-Doyen Hans E. Schweickardt erklärt, wie Wunschdenken den Abstimmungskampf prägt, warum er weiter mit Öl heizt und Europa der grosse Verlierer des Ukraine-Konflikts ist.

Marcel Odermatt

Seit Jahrzehnten zählt der Schweizer ETH-Elektroingenieur Hans E. Schweickardt, 78, zu den führenden Akteuren der europäischen Strombranche. Unter seiner Regie wurde die Fusion von EOS und Atel zur Alpiq vollzogen. Schweickardt führte das grösste Energieunternehmen der Schweiz als CEO und Verwaltungsratspräsident, gründete die Strombörse und ist stellvertretender Verwaltungsratspräsident der European-Energy-Exchange-Gruppe, der inzwischen weltgrössten Energiebörse.

Heute wirkt Schweickardt vor allem in Polen. Er ist CEO der Kulczyk-Holding-Gruppe und Verwaltungsrat von Polenergia, Polens grösster privater Gesellschaft im Bereich der erneuerbaren Energien. Wir treffen den vielbeschäftigten Manager am Flughafen Zürich, um mit ihm über das Klimagesetz zu sprechen. Es kommt am 18. Juni zur Abstimmung und sieht einen Umbau der Energieversorgung vor.



«Klimaschutz ist wichtig»: Wirtschaftsführer Schweickardt.

Weltwoche: Herr Schweickardt, in zwei Wochen stellt die Schweiz energiepolitisch die Weichen neu. Der Ausstieg aus den fossilen Brenn- und Treibstoffen soll im Gesetz festgeschrieben werden. Sie sind seit Jahrzehnten im Stromgeschäft tätig. Wirtschaftsführer lieben klare Vorgaben. Wie stimmen Sie ab?

Hans E. Schweickardt: Ich lehne diese Vorlage aus Überzeugung ab, sie ist total falsch.

Weltwoche: Sie lieben Biathlon. Um den Wintersport zu erhalten, ist eine Dekarbonisierung der Wirtschaft sinnvoll. Wir blasen viel zu viel CO₂ in die Atmosphäre.

Schweickardt: Ja, Klimaschutz ist wichtig. Wir müssen unseren CO₂-Ausstoss vermindern, das steht für mich ausser Diskussion. Der Temperaturanstieg muss eingedämmt werden. Die Frage ist einzig, wie wir das machen. Das Gesetz ist nicht geeignet, dieses Ziel zu erreichen. Es schafft sogar neue Probleme.

Weltwoche: Wie meinen Sie das?

Schweickardt: Wenn wir auf fossile Energieträger verzichten, werden wir deutlich mehr Strom benötigen. Wir haben jedoch weder die Mittel noch die Anlagen, um genügend Strom für diesen Umbau zu produzieren. Das vor-

geschlagene Gesetz verschärft das Problem sogar noch. Die Menschen bekommen mit Subventionen Anreize, ihre Ölheizung zu entfernen und eine Wärmepumpe zu installieren. Das heisst, wir brauchen noch mehr Strom, den wir nicht haben. Das Gleiche gilt für die Elektromobilität. Auch hier werden Anreize gesetzt, sich ein solches Gefährt anzuschaffen. Dem Volk sollten diese Zusammenhänge unbedingt transparent gemacht werden. Leider passiert das in diesem Abstimmungskampf viel zu wenig. Statt Fakten regieren ideologische Wunschträume.

Weltwoche: Sie vertreten doch das polnische Unternehmen Polenergia, das einen gigantischen Windpark in der Ostsee baut und sehr grosse Windparks auf dem Land betreibt.

Schweickardt: Ja, deshalb weiss ich auch, wovon ich spreche. In der Schweiz ist das Windaufkommen zu gering, um diese Turbinen zu betreiben. Das ist aber notwendig. Diese Windturbinen bringen auch grosse Belastungen mit sich. Mal abgesehen von der Verschandelung der Landschaft: Eine fünf Megawatt starke Anlage

wird bis zu vierzig Meter tief mit 400 Tonnen Beton verankert. Dazu kommt der Stahl für den rohrförmigen Turm und die Rotoren. Die Her-

«Wir müssen uns damit abfinden, dass sich früher oder später ein Blackout ereignen wird.»

stellung verbraucht viel CO₂. Ein solches Gerät ist also nur sinnvoll, wenn es windet. In der Ostsee ist das der Fall, in der Schweiz dagegen nicht.

Weltwoche: Die Anhänger des Klimagesetzes sehen auch in Solaranlagen gewaltiges Potenzial. Wie stehen Sie zur Sonnenenergie? Haben Sie persönlich Fotovoltaikmodule auf Ihrem Haus?

Schweickardt: Nein.

Weltwoche: Wie heizen Sie?

Schweickardt: Mit Öl. Ich habe einen neuen Brennwertkessel eingebaut. Für 250 Quadratmeter Wohnfläche brauche ich 1800 Liter Öl im Jahr, inklusive Warmwasseraufbereitung.

Weltwoche: Warum setzen Sie für die nächsten Jahrzehnte weiter auf fossile Energie?

Schweickardt: Ich habe zwei Offerten eingeholt. Eine für eine Wärmepumpe, eine für einen Brennwertkessel. Letzterer kostete mich inklusive Arbeit rund 20 000 Franken, eine Wärmepumpe wäre doppelt so teuer gewesen. Eine Erdsonde war in meinem Wohnort Neerach wegen des Grundwassers nicht möglich.

Weltwoche: Der Bereich, der am wenigsten auf Opposition stösst, ist die Wasserkraft. Als Präsident von Alpiq waren Sie unter anderem mitverantwortlich für das Speicherkraftwerk Cleuson-Dixence im Wallis. Wo sehen Sie in diesem Bereich Ausbaupotenzial?

Schweickardt: Theoretisch gibt es noch Täler, die gestaut werden könnten. Das Problem ist der Umweltschutz. Deshalb ist das Potenzial beschränkt, glaube ich.

Weltwoche: Wind- und Sonnenenergie sind limitiert, der Zubau von Wasserkraft ebenfalls. Sie zeichnen ein düsteres Bild.

Schweickardt: Ja, wir müssen uns damit abfinden, dass sich früher oder später ein Blackout ereignen wird. So sicher wie das Amen in der Kirche. Aus diesem Grund wird in meinem Haus gerade ein Notstromaggregat installiert.

Weltwoche: Diese Möglichkeit haben die wenigsten. Wird die grosse Mehrheit der Bevölkerung eines Tages im Dunkeln sitzen?

Schweickardt: Ja, leider. Das Problem ist, dass es eine Weile dauern wird, bis der Strom dann wieder fliesst. Ein Blackout lässt sich nicht in wenigen Stunden wieder beheben. Das zugrundeliegende Problem der fehlenden Stromerzeugung wird Jahre in Anspruch nehmen, bis es halbwegs behoben sein wird.

Weltwoche: Was würden Sie tun?

Schweickardt: Es braucht eine realistische Sicht auf die Dinge. Statt den Menschen Sand in die Augen zu streuen, braucht es Fakten. Nicht wie in diesem Abstimmungskampf, der nicht für Transparenz sorgt und die Stimmbürger im Unwissen über die tatsächliche Situation lässt.

Weltwoche: Wissen allein nützt nichts. Es bräuchte auch Taten.

Schweickardt: Ja, und das bedeutet, dass wir vor der Wahl stehen. Die alternativen Energien produzieren zu wenig Elektrizität. Zu Kohle und Gas wollen wir nicht zurück – darüber sind wir uns sicher einig. Deshalb braucht es eine Diskussion über die Kernkraft.

Weltwoche: Ist das realistisch? Anders als viele andere Staaten hat sich die Schweiz von der Atomkraft verabschiedet. Mit dem Ja zur Energiestrategie 2017 wurde der Bau von neuen Meilern verboten. Ist das Thema vom Tisch?

Schweickardt: Dieses Verbot war ein Fehler. Die Technologie der Kernkraft macht grosse Fortschritte. In den neuen Kugelhaufenreaktoren, die in China vor nicht allzu langer Zeit in Betrieb gegangen sind, kann es zu keiner Kernschmelze kommen. Diese können auch mit Tho-

rium betrieben werden, was die Endlagerung in ein grundsätzlich anderes Licht rückt. Diese Reaktoren stellen eine Alternative dar. Wenn wir unseren CO₂-Fussabdruck reduzieren und die Stromversorgung sicherstellen wollen, braucht es eine Debatte ohne Scheuklappen. Im Übrigen ist die Renaissance der Atomkraft ausserhalb der deutschsprachigen Länder längst im Gange. Polen beispielsweise will raus aus der Kohle und plant deshalb zwei Meiler.

Weltwoche: Nicht nur in der Schweiz werden die Karten neu gemischt. Statt Deutschland beziehen jetzt Nationen wie China oder Indien im grossen Stil Energie aus Russland. Was sind die Konsequenzen dieser Verschiebung der tektonischen Platten der Weltwirtschaft?

Schweickardt: Europa ist der klare Verlierer des Krieges in Osteuropa. Die USA und Asien sind die Gewinner. Die Vereinigten Staaten liefern jetzt anstelle der Russen Flüssiggas nach Europa. Asiatische Länder beziehen jetzt verhältnismässig günstig Energie von Russland. Das verbessert die Wettbewerbsfähigkeit der Amerikaner und der Asiaten und verschlechtert die unsere. Dieser Konflikt wirkt sich wirtschaftlich eindeutig negativ auf Europa aus.

Weltwoche: Die Allianz Kompass Europa hat mit Ihrer Hilfe dazu beigetragen, das Rahmenabkommen mit der EU zu versenken. Angesichts der Situation in Europa: Muss die Schweiz darauf zurückkommen, um ein Stromabkommen zu erhalten?

Schweickardt: Stromflüsse kennen keine Grenzen im herkömmlichen Sinn. Europa ist durch die Hochspannungsleitungen elektrisch verbunden; da kann die Politik nichts daran ändern; solange die Leitungen verbunden sind, kann nur solidarisch gehandelt werden. Dies bedeutet, dass eine koordinierte Netzführung zur Stabilität der europäischen Stromversorgung unumgänglich ist. Die Regeln dazu gehören in ein Stromabkommen. Ich hoffe, dass in Brüssel möglichst bald die Einsicht dämmert, dass ein Stromabkommen im gegenseitigen Interesse der Versorgungssicherheit liegt. Beide Seiten sind gut beraten, frei von Ideologien auf ein solches Abkommen zurückzukommen.



PUK-Chef mit CS-Vergangenheit?

Es ist das prestigeträchtigtste Amt, das im Bundeshaus vergeben wird: Wer und welche Partei darf die parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) im Fall Credit Suisse und UBS leiten? Alles soll auf den Tisch kommen. Hat der Bundesrat richtig gehandelt? Die Finanzmarktaufsicht versagt? Und was wusste die Nationalbank?

Fast jeden Tag kommen neue Namen für den Top-Job aufs Tapet. Die Grünen bringen Parteichef Balthasar Glättli und Ständerätin Maya Graf ins Spiel, die GLP ihren Ex-Chef Martin Bäumle, die SP lanciert Ständerätin Eva Herzog. Auch die Mitte-Partei will da nicht abseitsstehen. Ihr Favorit heisst Ständerat Daniel Fässler aus Appenzell Innerrhoden.

Die Personalie lässt aufhorchen. Der Jurist trat 1994 einer Anwaltskanzlei in St. Gallen bei. In dieser Funktion war er für das Credit Suisse Asset Management tätig, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen. Auf die Tätigkeit angesprochen, bestätigt Fässler: «Ich hatte von 2000 bis 2012 verschiedene institutionelle Immobilieninvestoren als externer Anwalt beraten. Darunter befanden sich auch verschiedene Immobilienfonds, die durch die Real-Estate-Abteilung der Credit Suisse Asset Management verwaltet wur-



«Eine Befangenheit sehe ich nicht»: Ständerat Fässler.

den.» Er betont jedoch: «Mit dem eigentlichen Bankengeschäft kam ich nie in Berührung.»

Fässler glaubt trotz seiner CS-Vergangenheit an seine Eignung für die sensible Aufgabe im Bundeshaus: «Sollte ich mich für das Präsidium der PUK zur Verfügung stellen, hätte ich mich mit keinen Themen und mit keinen Personen oder Abteilungen zu befassen, mit denen ich als externer Rechtsberater der Credit Suisse Asset Management befasst war. Eine Befangenheit sehe ich daher nicht.» Ob seine ehrgeizigen Konkurrenten aus den anderen Parteien das ähnlich entspannt sehen?

Marcel Odermatt

Liste der verbotenen Wörter

An amerikanischen Universitäten findet eine Säuberung der Sprache statt. Endlich gibt es Gegenwehr.

Christine Brinck

Die Sprachpolizei an zahlreichen amerikanischen Hochschulen hat bereits viele Siege verbucht, und die Flut steigt. Ein hübsches Beispiel lieferte vor einiger Zeit ein IT-Team der Stanford University mit dem Begriff «Blindstudie», der zu verbieten sei, weil er Sehbehinderte herabsetze. Und unlängst legte die Sozialarbeits-Abteilung der University of Southern California nach und setzte das Wörtchen *field* (Feld) auf den Index. Es müsse nunmehr *practicum* heißen.

Die Begründung der woken Sprachwächter: «Sätze wie *going into the field* oder *field work* könnten bei Nachkommen von Sklaven und Immigranten Assoziationen hervorrufen, die nicht zuträglich sind...» Das Feld, wie es bei der in aller Welt üblichen Feldstudie vorkommt, stufen die Sozialarbeiter als «rassistisch, *antiblack* und *anti-immigrant*» ein.

Dabei: Feldarbeit ist so alt wie die Menschheit, ob schwarz, weiss, gelb oder braun. Ob Reisfelder in China oder Weizenfelder in der Ukraine, sie werden von Feldarbeitern beackert. Die meisten sind selbständige Bauern. Viele waren und sind Saisonarbeiter. Es waren also bei weitem nicht nur Sklaven oder Leibeigene.

Ausdünnung des Vokabulars

Die nächsten Opfer der überempfindlichen Sprachreiniger kommen ganz bestimmt bald zum Vorschein, wenn die *snowflakes*, die «Schneeflocken» – so nennt man in Amerika die Übersensibelchen –, bei welchem abwegigem Anlass auch immer dahinschmelzen. «Baumwolle» ist nicht in Ordnung, weil das Wort an Sklaverei erinnert. Die «Couch» muss weg, sie erinnert an die übelbeleumundete Besetzungscouch, die zu MeToo führte. Was machen wir mit «Polizei»? Da schwingen die Begriffe Knüppel und Brutalität mit. Den «Krieg» – den Schrecken schlechthin – hat schon Putin sprachlich ausgesondert, der in der Ukraine von «militärischer Spezialoperation» spricht. «Gulag», «KZ» und «Zwangsarbeiter» müssen raus aus dem Sprachgebrauch, weil sie die Gefühle von Überlebenden verletzen.

Absurd? Nicht für jene Sprachreiniger von Stanford, die auch das Wort *American* löschen wollten, weil derlei Sprachimperialismus Südamerikaner und Kanadier ausschliesse.

Zurück zu *field*. Wird die Academy of St Martin in the Fields, das weltberühmte Orchester, ohne ihre «Felder» musizieren? Feld, Wald und Wiesen sind alle hochsuspekt, weil doch Sklaven auch in Letzteren und nicht nur in den Baumwollfeldern schufteten mussten. Weg also auch mit «Wiese». Dito der *field trip*, zu Deutsch Ausflug.

In den US-Medien wurden die Feld-Bereiniger flugs lächerlich gemacht. Man höhnte, dass Abertausende *sport fields* nun den Sportlern als *practicums* dienen müssten. Chicagos berühmte Sportarena wird so zu Wrigley Practicum. Der Nationalsport Baseball ist rechts, links und mittendrin gespickt mit dem F-Wort – wie in Center Field, Left Field, Right Field. Center Practicum klingt zwar umständlich, aber nicht rassistisch, die Fans werden das sicherlich verstehen.

Die Ausdünnung des Vokabulars vermindert freilich nicht die Wahrscheinlichkeit von Missverständnissen oder Konflikten, sondern führt nur zu holpriger Kommunikation. Wenn ein «Immigrant» zu einem, «der immigriert ist», wird, ist er immer noch ein Einwanderer, aber er soll sich offenbar durch die umständliche Va-

riante weniger herabgesetzt fühlen. Im Sinne von Fontane ist diese Auseinandersetzung tatsächlich ein «weites Feld».

Widerstand von zwanzig Professoren

Diesem woken Drang, der in den Neunzigern noch als Political Correctness firmierte, hat sich inzwischen die University of North Carolina (UNC) in Chapel Hill entgegengestellt. Ihr Kuratorium, das gemeinhin Schecks für neue Gebäude ausstellt und darüber wacht, dass der ethische und intellektuelle Bildungsauftrag im Fokus bleibt, hat unlängst einstimmig beschlossen und live auf Youtube verbreitet, dass

Feld, Wald und Wiesen sind suspekt, weil Sklaven nicht nur in den Baumwollfeldern schufteten mussten.

es eine neue School of Civic Life and Leadership gründen will. Zwanzig neue Professoren für Geschichte, Literatur, Philosophie, Politikwissenschaft und Religion sollen ein Studienprogramm aufbauen, das statt Indoktrination selbständig-kritisches Denken ohne ideologische Scheuklappen fördern soll.

Die UNC in Chapel Hill ist nicht irgendeine, sondern die älteste (1789 gegründet) öffentliche Universität Amerikas – und eine der besten. Vielleicht bahnt sich hier eine Wende an. Aber das korrekt denkende UNC-Professoriat tobt. Und der Kulturkampf an amerikanischen Universitäten tobt auch weiter.

Freilich halten sich auch die Europäer nicht zurück in ihrem Furor der Sprachreinigung. Die jüngste Kontroverse um die Reinigung der Bücher von Roald Dahl ist ein wenig ermunternder Beleg. «Fett» und «hässlich», «weiblich» oder «Männer» – alles wurde von sogenannten Sensitivity Readers als anstössig aussortiert. Salman Rushdie nennt den Eingriff empört Zensur. Doch das mit dem Puffin-Verlag zusammenarbeitende Kollektiv *Inclusive Minds* hält es für einen Dienst an der Inklusion. Es bleibt gefährlich: *Trigger warnings* lauern überall.



„Unglaublich, mit welchem Elan er an seine Arbeit geht...“

Bye-bye, Tina

Ich bin Tina Turner ein paar Mal begegnet. Einmal habe ich sie in Küsnacht fotografiert. Entstanden ist mein absolutes Lieblingsporträt von ihr.

Alberto Venzago

Tina erwartet mich in ihrem Meditationsraum an der Goldküste am Zürichsee. Eine grosse Buddhastatue füllt den verdunkelten Raum. Mit ihren Schwingungen. «Dies ist ein besonderer Platz. Als ich in dieses Haus kam, wollte ich immer so einen Ort wie diesen.» Wir sind verabredet für einen Filmdreh über Mantras. «Ich wurde als Anna Mae Bullock in eine christliche Familie geboren. Wir haben gebetet. Und als ich Tina wurde, habe ich das Beten nicht aufgegeben. Tina war immer da. Und Gebete immer in meinem Leben. Aber als ich dann wirklich Hilfe brauchte, habe ich angefangen zu üben. Es sind zwar nur wenige Worte, auf die ich angewiesen bin, aber sie haben eine grosse Wirkung. Als ich damit angefangen habe, fragte ich mich: Wie kann das funktionieren? Doch nach ein paar Minuten habe ich gemerkt, dass sich etwas in mir verändert. Der Druck meines Lebens begann sich zu lösen. Ich begann, glücklich zu werden. Ich sah einen Weg, ein besserer Mensch zu werden, Entscheidungen zu treffen. Ein Glücksgefühl überkam mich.»

Sie ist smart, lächelt, und unter der grossen Buddhastatue wirkt sie schon fast ein bisschen weise. Sie will keine Botschafterin sein, sie spricht von einem Weg, der zu dir selber führt. Hilfe kommt aus dir selber. «Ich glaube», sagt sie, «das ist der einzige Weg, der Welt Frieden zu bringen.»

Dieses Porträt von Tina ist mein absolutes Lieblingsbild. Es entstand unmittelbar nach dieser Sitzung bei ihr. Ich filmte zwei Mantras, die sie mir in die Kamera sprach, oder besser sang. Ich war so erschlagen von der Wucht der Präsenz und bat Tina flüsternd, noch eine Sekunde so zu verharren. Es war totale Stille. Ich getraute mich fast nicht, den Verschluss der lauten Hasselblad auszulösen.

«Klack, klack, klack.» Dreimal drückte ich ab. Sie blieb regungslos. Sie hat's nicht gehört. Sie war noch nicht zurück aus dem anderen Leben.

Sie hat mich mitgenommen, auf ihre Reise.
Als blinden Passagier.
Das Glücksgefühl war bei mir.
Danke.



Sie hat mich mitgenommen, auf ihre Reise: Sängerin Turner (1939–2023).



Fallstricke des zügellosen Ehrgeizes: Lachlan, James, Anna, Elisabeth und Rupert Murdoch (v.l.) in den 1980er Jahren.

Meine Sommer mit den Murdochs

Die Erfolgsserie «Succession» beruht auf der Familiengeschichte des Medienmoguls. Sie ist ergreifend und erschreckend – eine brillante Warnung vor der Verführungskraft des Geldes. Nur: Der echte Rupert Murdoch und seine Kinder sind viel liebenswerter.

Petronella Wyatt

Wie die meisten Menschen habe ich am Montag die letzte Folge von «Succession» geschaut, Jesse Armstrongs satirisches Drama über den Medienmogul Logan Roy und seine intrigante Familie, das auf dem Leben und der Zeit von Rupert Murdoch basiert. Im Gegensatz zu den meisten Menschen kenne ich jedoch die Wahrheit.

Ich kann mich an keine Zeit in meiner Jugend erinnern, in der die Familie Murdoch nicht zu meinem Leben gehörte. Das erste Mal, als ich Rupert, seine zweite Frau Anna und ihre drei Kinder Elisabeth, James und Lachlan (die Inspirationen für Logans Kinder Shiv, Kendall und Roman) traf, muss ich zwölf oder dreizehn gewesen sein. Murdoch und mein Vater, der verstorbene Politiker und Schriftsteller Woodrow Wyatt, waren eng befreundet, und man hoffte, dass ich mich mit der gleichaltrigen Elisabeth gut verstehen würde.

London

Damals besaßen wir ein Bilderbuchhaus in Wiltshire, und an einem windigen Frühlingstag waren alle Murdochs zum Mittagessen eingeladen. Ich hatte erwartet, dass sie etwas Grossartiges oder Verbotenes an sich haben würden, aber das Gegenteil war der Fall: ihre scheinbare Normalität.

Goldene Eintrittskarte

Macht kann subtil sein und andere Formen annehmen als in den üblichen Hollywood-Darstellungen. Rupert hatte die sonnige Wärme seiner australischen Heimat. Sein Charme war betörend, und seine Anziehungskraft überschritt alle Grenzen, aber im Gegensatz zu Logan Roy war er ein Geizhals, was Schimpfwörter anging. Ich habe ihn nicht ein einziges Mal Logans berühmten Spruch «Fuck off!» sagen hören.

Anna Murdoch war eine schicke, schöne Blondine, die wenig Ähnlichkeit mit Harriet

Walters spröder englischer Aristokratin Lady Caroline hatte, die Logans Ex-Frau ist.

James und Lachlan waren sehr gepflegt und äusserst höflich. Sie nannten meinen Vater «Sir». Liz war temperamentvoll und beneidenswert schön wie ihre Mutter. Es wurde viel gelacht, und plötzlich waren wir Freunde.

Macht kann subtil sein und andere Formen annehmen als in den üblichen Hollywood-Darstellungen.

Zum Mittagessen gab es Lamnbraten, dann Apfelküchlein, und wir Kinder schlossen Wettten ab, wer die meisten heissen gezuckerten Ringe essen konnte.

Ich erinnere mich, dass das Ganze damit endete, dass James, der es schaffte, vierzehn Ringe zu verschlingen, sich zum kaum verhohlenen Entsetzen unserer Mütter unter einem Baum

übergab. Aber es war der Anfang von etwas; eine goldene Eintrittskarte in die Welt von «Succession» mit Villen im Gatsby-Stil in Südfrankreich, Privatflugzeugen, uniformierten Chauffeuren, palastartigen Penthouses, Ranches, Superjachten und verschwenderischen Partys mit allzeit fließendem Champagner.

In jenem Sommer begannen wir eine Tradition der gemeinsamen Ferien. Rupert hatte ein Haus an der Côte d'Azur, bei Saint-Jean-Cap-Ferrat, gemietet. Es lag auf einer Klippe, und alle Zimmer boten einen Blick auf das kristallklare Meer. Es gab einen Privatstrand und einen Steg mit Booten, die uns zur Verfügung standen. Ich erfuhr, dass die Murdochs – ebenso wie die Roys in der TV-Serie – strikt über ihre Privatsphäre wachten. Man konnte es ihnen kaum verdenken. 1969 hatte es einen Versuch gegeben, Anna zu entführen. Die Täter hatten die falsche Frau entführt, deren Leiche nie gefunden wurde. Kein Wunder, waren die Murdochs nervös.

Wir Kinder blieben auf dem Grundstück der Villa, und wenn wir in die Stadt fuhren, dann nur mit einem Fahrer. Es ist seltsam, wie schnell sich die Jugend an solche Dinge gewöhnt. Ich konnte nicht umhin, das Leben, in das ich eingeführt wurde, mit meinem bequemen, aber unglamourösen Leben zu vergleichen, ohne Chauffeur und ohne die Auswahl an Riviera-Immobilien.

Düstere, komödiantische Anklage

In seiner nicht enden wollenden Parade von Luxus ist «Succession» unglaublich lebensnah, aber auch ergreifend und aufschlussreich. Meiner Meinung nach ist es die erschreckendste warnende Geschichte, die je auf die Leinwand gebracht wurde, denn sie zeigt anschaulich, was diese Art von Geld, Privilegien und Druck mit den Menschen macht. Neben dem alten Spruch, dass Geld die menschliche Seele zerstört (es sei denn, es befindet sich in den Händen eines Linken!), ist «Succession» eine düstere, komödiantische Anklage gegen den ungezügelt Kapitalismus und die ungesunden Gelüste, die er weckt.

Brian Cox' Logan zeigt die Wut von Shakespeares Caliban, der sein eigenes Spiegelbild sieht. Er ist wütend und tragisch zugleich, während Shiv, Kendall und Roman sowie ihr älteres Halbgeschwisterchen Connor (inspiriert von Prudence Murdoch, Ruperts Tochter aus erster Ehe) gebrochene Wesen sind. Sie können sich nicht aus dem Kreislauf von Wettbewerb und Herzschmerz befreien. Sie können nicht wie der Rest von uns leben, während sie unter uns wandeln, was sie zu Untoten macht. Zuschauer, die die Roy-Kinder für Monster halten, verstehen das nicht. Sie können in dieser Welt nicht glücklich sein. Aber sie können auch nicht ausserhalb dieser Welt leben.

Obwohl Liz, Lachlan und James anscheinend die meisten Fallstricke des zügellosen Ehr-



geizes umgangen haben, ist mir schon damals aufgefallen, dass die Kinder sehr wettbewerbsorientiert sind. Manchmal, wenn wir Tennis oder Tischtennis spielten, was ich sehr gut konnte, dachte man, die Zukunft der Welt stünde auf dem Spiel.

Das war nicht Ruperts Schuld. Manche sind da anderer Meinung, aber ich glaube nicht, dass er seine Kinder jemals absichtlich gegeneinander ausgespielt hat. Er war so magnetisch, dass du dich nach seiner Anerkennung gesehnt hast. Shiv sagte bei Logans Beerdigung, dass sie vor dem Büro ihres Vaters spielten, aber immer wieder ermahnt wurden, leise zu sein. Bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen ihr Vater sie hineinliess, war es wie ein Bad im Sonnenlicht.

Rupert schloss seine Kinder nie aus, aber er war ein Sonnenkönig. Er hatte eine Macht, die ich nie zuvor gekannt hatte. Macht so viel Geld korrupt? Das ist schwer zu sagen. Mein Vater hatte andere Freunde, die reich waren, wenn auch nicht annähernd so reich wie die Murdochs, und einige waren völlig degeneriert.

Eines Sommers, als Liz und ich fünfzehn waren, kam sie zu uns nach Italien. Mein Vater hatte ein kleines Haus gemietet, das seinem Freund Tony Lambton gehörte, einem Aristokraten und ehemaligen Minister, der in den 1970er Jahren in einen Tory-Sexskandal verwickelt gewesen war und mit seiner Geliebten im Exil lebte. Ironischerweise spielte die Villa Cetinale, in der Tony in der Pracht der Renaissance lebte und in der wir viele Abende verbrachten, in den letzten beiden Folgen der vorletzten Staffel eine Rolle. Harriet Walters Lady Caroline mietet die Villa für ihre prunkvolle Hochzeit mit dem Unternehmer Peter Munion.

Sie enthält unbezahlbare Fresken und Gemälde, doch die Räume waren immer dunkel und abweisend. Es soll dort spuken. Eines Nachts hörte ich eine Frau schreien, und man sagte mir, es sei der Geist einer Frau, die von einem alten Kardinal im Schlaf ermordet worden war.

Mir war es lieber, wenn wir bei den Murdochs wohnten. Sie hatten ein Penthouse in New

York mit Blick auf den Central Park, ein grosses Landhaus im Staat New York mit Swimmingpools und Ställen und ein luxuriöses Anwesen in Aspen, Colorado, das wir das Citizen Kane House nannten. Es hatte Zimmer, die durch Brücken im venezianischen Stil über fließendes Wasser miteinander verbunden waren, und in einem der Salons befand sich ein riesiger Swimmingpool.

Picknick am selbstgemachten Feuer

Wie die Roys benutzten auch die Murdochs ihre Privatjets wie Taxis. Wir kreuzten in ihrer köstlichen Üppigkeit durch Amerika. Es geht nichts über Privatflugzeuge. Man wird von ihnen schneller süchtig als von jeder anderen Droge. Es ist wie der Unterschied zwischen Jahrgangs-

Es geht nichts über Privatflugzeuge. Man wird von ihnen schneller süchtig als von jeder anderen Droge.

champagner und billigem Prosecco. Wenn man einmal die Ledersitze, die Betten und die Abwesenheit von Hektik am Flughafen gespürt hat, will man nie wieder mit einem kommerziellen Flugzeug fliegen.

Mit den Ferien ist es dasselbe. Die Superreichen übernachteten nicht in Hotels oder Ferienanlagen, auch nicht in den besten. Sie kaufen grosse Häuser an schönen Orten oder mieten sie für mehrere Monate. In jenem Sommer gaben die Murdochs im Staat New York eine Party zu unseren Ehren, zu der hundert Gäste eingeladen waren. Man trug Abendgarderobe, und es wurden Festzelte und eine Tanzfläche aufgebaut.

Liz und ich waren heimliche Raucher, und ich schlich mich vom Parkett, um an einem

Zaun eine Zigarette zu rauchen. Rupert erwischte mich, aber ich segnete ihn dafür, dass er es meinen Eltern nicht erzählte. Er hat mich auch nicht verpetzt, als ich einen meiner Tanzpartner unbedacht geküsst habe. Das Gewöhnlichste an diesem aussergewöhnlichen Mann war seine Freundlichkeit, ein Charakterzug, der bei seinem fiktiven Alter Ego Logan weniger ausgeprägt war.

Rupert war umgänglich und ein guter Sportsmann. Er wollte, dass seine Kinder so «normal» wie möglich aufwuchsen, und so machten wir ganz normale Dinge wie Picknicks, selbst wenn ein Privatflugzeug bereitstand, um uns wieder nach Hause zu bringen. Die Jungs schleppten Kühlboxen mit Getränken und Steaks in den Range Rover, und abends kuschelten wir uns in Decken an selbstgemachte Feuer. Einmal mussten wir hungern, weil Lachlan all unsere Steaks auf einen Felsen gelegt hatte und die Berghunde sie mit triumphierendem Heulen weggetragen hatten.

Heidenangst vor Drogen

Ein anderes Mal nahm Rupert uns zum Wildwasser-Rafting mit, und wir standen mit anderen Besuchern in der Schlange für unser gemeinsames Floss. «Hallo, ich bin Rupert», pflegte der mächtigste Medienmogul der Welt zu sagen. Er sprach gerne mit Menschen. Wie Logan Roy war er auf der Seite des einfachen Mannes und wollte wissen, was dieser dachte. Er war kein Snob, sondern respektierte die Menschen, die seine Zeitungen kauften oder seine Fernsehsender schauten.

Einige meiner liebsten Ferien verbrachte ich in New York City. Murdochs Penthouse am



Diamant, so gross wie das Ritz: Autorin Wyatt.

Central Park war atemberaubend. Es schimmerte in seinem gläsernen Berg und erinnerte mich an F. Scott Fitzgeralds Kurzgeschichte «Ein Diamant, so gross wie das Ritz». Abends gingen wir in die angesagtesten Restaurants, bevor Liz und ich uns davonschlichen, um in einen Klub zu gehen. Ich war noch nie in einem Klub gewesen, und in einem Lokal gab es ein Seil, das nur aufgehoben wurde, wenn man das Gesicht von Miss Murdoch erkannte.

Ich war Spirituosen nicht gewohnt und wurde sehr betrunken. Um vier Uhr morgens musste ich mich übergeben. Meine Eltern waren entsetzt. Rupert trank nicht viel und hatte eine Heidenangst vor Drogen. Ich habe nie eines seiner Kinder gesehen, das sich wie die Roy-Sprösslinge verhielt und Kokain schnupfte.

Eines Sommers fuhren wir auf Murdochs Jacht. Sie lag in Italien in einem Hafen in der Nähe eines Hauses, in dem wir wohnten. Die Jacht war hochmodern. Wir segelten zu einer Insel mit römischen Ruinen und assen dort im Mondschein zu Abend. Die schweigsame Crew servierte Champagner und endlose Mengen an Kaviar. Wir hörten Musik und segelten dann gesättigt zurück, betrunken weniger vom Wein als von der Herrlichkeit der Sternschnuppen.

Das Murdoch-Kind, das nie mit uns in den Ferien war, ist Prudence, die die Macher von «Succession» in Connor verwandelt haben, der verrückte Ambitionen auf das Präsidentenamt hat. Die beiden haben oberflächliche Ähnlichkeiten. Ruperts erste Ehe mit Prudences Mutter Patricia ging in die Brüche. Prue, die heute zurückgezogen und glücklich in Schottland lebt, war etwa zehn Jahre älter als wir alle. Sie wohnte damals in London und mochte meinen Vater sehr. Sie war idealistisch, aber ehrgeizig und hoffte, im Imperium ihres Vaters etwas Grosses zu werden. Es hat nie geklappt, und mein Vater musste oft ihre Erwartungen bremsen.

Ich fand immer, dass Liz Rupert sehr ähnlich war, auch wenn sie vom Aussehen her Anna ähnelte. Sie ist mit ihrem dritten Mann, dem britischen Künstler Keith Tyson, verheiratet und lebt jetzt hauptsächlich in London.

Alle Kinder haben einen beneidenswerten Lebensstil. Wie den Roys würde es ihnen schwerfallen, im Mangel zu leben. Es würde ihnen schwerfallen, sich vom Geld zu lösen, und ich kann es ihnen nicht verdenken.

Es gibt in «Succession» eine tadelnde Seite, die besagt, dass Reichtum böse und verderblich ist. Das kann er sein. Wenn man alles kaufen kann, was man will, sind die Versuchungen für die Schwachen gross, und ich habe gesehen, wie viele Kinder der reicheren Freunde meines Vaters drogenabhängig oder sogar kriminell wurden. Es ist hart, ein Roy zu sein, und es war hart, ein Murdoch zu sein. Die Er-

wartungen sind natürlich gross und kommen sowohl von der Aussenwelt als auch von der Familie.

Als wir alle unsere späten Teenager- und frühen zwanziger Jahre erreichten, wurde darüber spekuliert, welches Murdoch-Kind am ehesten sein Nachfolger werden würde. Das war sicher kein Zuckerschlecken, aber die Kinder haben sich zusammengerissen. Elisabeth hat sich ein unabhängiges Leben ausserhalb des Familienunternehmens aufgebaut und wurde für ihre Verdienste um die Kunst mit einem CBE ausgezeichnet. James trennte sich im Jahr 2020 vom Familienunternehmen. Lachlan, der Co-Vorsitzender von News Corp und CEO von Fox ist, gilt nun als der De-facto-Erbe.

Ruperts Bibelstelle

Sie sind viel nuancierter als die Roy-Kinder. Shiv, Kendall und Roman sind tragische, vertriebene reiche Kinder, Karikaturen der echten Murdoch-Geschwister, die gleichzeitig weniger attraktiv und unendlich viel beschädigter sind. Wenn ich ein Problem mit «Succession» habe, dann ist es das faule Ethos, dass Kapitalisten wie Logan und Rupert nur durch Egoismus motiviert sind und keine echten Freunde haben können. Auf Rupert trifft das nicht zu. Als mein Vater 1997 starb, war Rupert einer der Ersten, die meine Mutter und mich besuchten, um uns ihr Beileid auszusprechen.

Als ich die Trauerfeier für meinen Vater plante, hoffte ich, Rupert würde eine Bibelstelle vortragen. Der Text, den ich auswählte, war das Gleichnis von den Talenten, die biblische Befürwortung des freien Unternehmertums. Ich hätte nie gedacht, dass er zustimmen würde, aber er tat es, und er flog aus den USA herüber, um dabei zu sein. Er hielt sogar die Hand meiner Mutter.

Wie die Roys werden auch die Murdochs nie normal sein, so wie wir ärmeren und weniger bedeutenden Sterblichen normal sind. Es ist schwer, seltene Orchideen in den Hinterhof einer Sozialwohnung zu pflanzen und zu erwarten, dass sie gedeihen, aber sie scheinen ein Gleichgewicht im Universum gefunden zu haben.

Wenn ich auf diese Sommerferien zurückblicke, haben sie etwas Traumhaftes an sich. Ich weiss, dass ich nie wieder so leben werde. Bin ich nostalgisch? Ja, verdammt. Ich fahre nie an einem Privatflugzeug vorbei, ohne mir zu wünschen, ich wäre darin gesessen.

Wenn man seine Jugend in einem Diamanten, so gross wie das Ritz, verbracht hat, ist es lästig, sich mit Pappmaché zufriedenzugeben.

Petronella Wyatt ist eine britische Journalistin und Buchautorin. Sie ist die Tochter des Politikers und Schriftstellers Woodrow Wyatt und war einige Jahre mit dem späteren britischen Premierminister Boris Johnson liiert.

Dieser Text erschien zuerst in der *Daily Mail*.

Der Kaiser ist nackt in der Sauna

Ein Mann mit Bart und Penis entlarvt die links-grüne Gender-Ideologie.



Frau mit Bart und Penis in Wiener Frauensauna», mit diesem Titel sorgte die österreichische Zeitung *Heute* in der vergangenen Woche für Schlagzeilen. «Der Bart war nicht zu übersehen, das Geschlecht mit Handtuch bedeckt, bloss beim Duschen zu erkennen», so eine Zeugin. «Das sorgte für Verwirrung in der Sauna, die Frauen baten um eine Erklärung.»

Bis zur Hälfte liest sich das Ganze wie ein Mystery-Krimi, bei dem alle Protagonisten gemeinsam daran arbeiten, dem Geheimnis der bärtigen Frau mit Penis auf den Grund zu gehen. Dann plötzlich die Erleichterung: Bei der «Frau mit Bart und Penis» handelt es sich nicht etwa um einen Mann, sondern um eine «Transfrau». Puh, Aufatmen bei allen Beteiligten. «Nach kurzer Aufregung» bei den Damen in der Sauna stellt sich «bald wieder» eine «relaxte Stimmung» ein. Letztlich seien alle mit dem Besuch der Transfrau einverstanden gewesen (oder wollten nicht als «transphob» beschimpft werden). «Doch das männliche Geschlechtsteil», heisst es im Artikel, «war nicht zu übersehen.»

Tessa Ganserer, selbst Transfrau und über die Frauenquote der Grünen in den Bundestag eingezogen, würde jetzt insistieren, dass der Penis «nicht per se ein männliches Geschlechtsorgan» ist, aber das kriegt man den Damen in der Frauensauna sicherlich auch noch beigebracht. Die sonstige Konditionierung scheint ja, wie dieser Fall eindrucksvoll belegt, schon gut zu funktionieren.

Wenn Sie nun aber dachten, dass die Geschichte damit ihren dramaturgischen Höhepunkt erreicht hätte, liegen Sie falsch. Es

kommt noch besser! Bei der Transfrau in der Wiener Frauensauna handelt es sich nicht um eine tatsächliche Transfrau, sondern um Bijan Tavassoli – einen Mann, der sich als «lesbische Trans-Muslima» ausgibt und vor einigen Monaten auf einem Parteitag der Hamburger Linken für Furore sorgte, als er, trotz männlichen Erscheinungsbildes, für einen Frauenquotenplatz kandidierte. Oder anders gesagt: Tavassoli ist ein Troll, der es sich zur Aufgabe

Frauen spielen in dieser vermeintlich progressiven Ideologie allenfalls eine Nebenrolle als Projektionsfläche.

gemacht hat, die Genderideologie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und damit ihre ganze Absurdität zu verdeutlichen.

Schaut man sich die gehorsame Reaktion des Betreibers und der weiblichen Gäste in Wien an, scheint dies bis jetzt auch hervorragend zu gelingen: in nur wenigen Sekunden per Sprechakt vom perversen Lustmolch, der Frauen in der Sauna angafft, zur mutigen Frau, die Verständnis und Toleranz erntet. Das hätten sich die Macher von *South Park* und *Monty Python* zusammen nicht besser ausdenken können. Daneben bietet der Fall aus Österreich ein perfektes Beispiel für das, was uns Frauen dank Self-ID künftig in Deutschland bevorstehen wird. Schutzräume waren gestern. Ab sofort wird bis zur Selbstaufgabe toleriert!

Ich begrüsse diese Zurschaustellung der grotesken Absurdität einer Ideologie, die Ge-

schlecht zu einem blossen Gefühl erklärt, ausserordentlich. Da wir in Zeiten leben, in denen die offensichtliche Lüge zur Wahrheit erklärt wurde, kann die Lösung des Problems nur daran liegen, diese für jedermann offensichtliche Lüge immer und immer wieder dem menschlichen Auge vorzuführen. Der Kaiser ist nackt. Und er muss so lange nackt umherlaufen, bis das Gefühl der Fremdscham und das Unbehagen für die Menschen um ihn herum so unerträglich werden, dass sie aus dieser Lüge ausbrechen und laut aussprechen, was sie alle schon die ganze Zeit über gedacht haben: dass eine «Frau mit Bart und Penis» einfach nur ein Mann ist.

Die Woken geben sich derweil entrüstet, weil Tavassoli ja keine «richtige Transfrau» sei. Hier zeigt sich der grundsätzliche Denkfehler der Ideologen, der davon bestimmt ist, dass die Legitimation für das Eindringen in Frauenräume von der «guten» oder «wahren» Absicht des Mannes abhängig sei. Dabei ist die Intention für uns Frauen im Ergebnis völlig irrelevant. Ob jemand meint, sich als Frau zu fühlen – oder wie Tavassoli nur trollt –, ändert am Ende nichts daran, dass ein Mann in unsere Schutzräume vordringt.

Misogynie zeigt sich auch daran, dass grundsätzlich nur vom Standpunkt des Mannes aus gedacht wird. Frauen spielen in dieser vermeintlich progressiven Ideologie allenfalls eine Nebenrolle als Projektionsfläche für alte Männer in Stöckelschuhen. Ihr Recht auf geschützte Räume wird mit der Self-ID zur Verhandlungsmasse.

Panzerschlacht von Bern

Der Bundesrat will indirekt schweres Kriegsgerät an die Ukraine liefern. Das Manöver findet auf rechtlich unsicherem Terrain statt.

Hubert Mooser

Der Bundesrat im Kriegstaumel: Vergangene Woche hat die Landesregierung beschlossen, den Plan der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrates (SIK-N) zu unterstützen und 25 Leopard-Panzer auszumustern. Sie sollen nach Deutschland verkauft werden. Bisher war bloss Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte-Partei) bereit, dem Druck von USA, EU und Nato nachzugeben und die indirekte Lieferung von Kriegsmaterial an die kriegführende Ukraine zuzu-

die Wiederausfuhr von Waffen aus Schweizer Produktion in die Ukraine sei ausgeschlossen. Auch bei der Anfrage aus Deutschland zum Rückkauf von Leopard 2 hatte der Bundespräsident Skepsis durchblicken lassen. Es gebe Regeln zum Nichtverkauf von Waffen, bei denen keine gesetzlichen Ausnahmen möglich seien. Das Parlament diskutiere zwar Änderungen, doch sei jetzt nicht die Zeit dafür.

Jetzt hat der Bundesrat mit der Regel ge-

brochen, keine Waffen in Kriegsgebiete zu liefern, und verlässt den Pfad der Neutralität. Für die SVP wäre es ein Tabubruch, sollte die Schweiz die ausgemusterten Panzer Deutschland zur Verfügung stellen und sollten dann auf diesem Weg indirekt modernste schwere Waffen an die Kriegspartei Ukraine gelangen. Zudem könne niemand ernsthaft glauben, dass die paar Panzer einen Einfluss auf das Kriegsgeschehen hätten, monierte SVP-Präsident Marco Chiesa in der *NZZ am Sonntag*.

Der Schaffhauser SVP-Nationalrat und Sicherheitspolitiker Thomas Hurter befürchtet, dass wir mit diesem Hin und Her um Waffenlieferungen unsere Glaubwürdigkeit auf Spiel setzen. «Wir würden uns besser klar neutral verhalten, uns für Verhandlungen anbieten oder für die Minenräumungen et cetera bereithalten», rät er weiter. «Egal, ob wir liefern oder nicht, wir würden von den europäischen Ländern immer unterschiedlich beurteilt werden – je nach Interessen der Staaten in Europa.»

Eigentlich gäbe es in Amherds Departement Wichtigeres zu tun. Schon vor Monaten forderte die Sicherheitskommission des Ständerats von

Amherd eine an die bisherigen Erkenntnisse aus dem Ukraine-Krieg angepasste Verteidigungsdoktrin für die Schweiz. Bis August sollte sie liefern. Die Mitte-Bundesrätin vertröstet jedoch auf später. Sicherheitspolitiker Hurter kann es kaum fassen, dass sich der Bundesrat stattdessen mit einem für die Schweiz so nutzlosen Detail wie der Ausserdienstsetzung von 25 Panzern befasst.

Lücken der Bundeswehr

Der Krimi um die Leopard 2 begann im Frühjahr 2022. Nach dem Ausbruch des Ukraine-Krieges brütete das Parlament auch über einer sofortigen Erhöhung des Armeebudgets und einer Anpassung der Verteidigungsstrategie. Dabei rückten die in einer Lagerhalle in der Ostschweiz eingelagerten 96 Panzer ins Blickfeld. Der Ukraine-Krieg habe gezeigt, so liess sich der Präsident der Sicherheitskommission des Ständerates, Werner Salzmännli (SVP), öffentlich vernehmen, dass die Schweiz auf Kampfpanzer nicht verzichten könne. Nun dachte man laut darüber nach, die eingemotteten 96 Leopard 2 für 350 bis 450 Millionen Franken technisch aufzumotzen und wieder in Betrieb zu nehmen.

Doch nachdem sich Deutschland Anfang Jahr durchrang, der Ukraine ein paar seiner eigenen Leopards auszuhändigen, änderte die Diskussion plötzlich ihre Richtung. Ein Teil der Schweizer Stahlkolosse sollte jetzt dazu dienen, die Lücken der Bundeswehr zu schliessen.

Das war die Stunde der Aargauer FDP-Nationalrätin Maja Riniker. Sie gilt als der verlängerte Arm der Verteidigungsministerin. Im Januar preschte sie erstmals mit dem Vorschlag vor, einen Teil der eingelagerten Leopard 2 an den Hersteller zurückzukaufen. Keck rechnete sie vor, dass die Schweiz auf einen Drittel der 96 eingemotteten Panzer getrost verzichten könne. Die Stimmung war gerade gut, denn die SIK-N hatte im Januar zwei Vorstösse angenommen, welche Waffenlieferungen in die Ukraine möglich machen sollten.

Auf dem linken Fuss erwischte Riniker allerdings mit ihrem Antrag den eigenen Parteichef



Grosse Manöver: Leopard 2.

lassen. Aber jetzt ist auch der Gesamtbundesrat vor dem Ausland in die Knie gegangen.

Wende Bersets

Wie genau die Panzerfrage diskutiert wurde, weiss man nicht mit Gewissheit. Laut *Tages-Anzeiger* legte sich nur SVP-Bundesrat Albert Rösti quer. Was ist mit dem zweiten SVP-Magistraten Guy Parmelin, hat er sich ebenfalls dagegen ausgesprochen? Sein Umfeld versucht sich mit Wortklaubereien herauszureden. Der Bundesrat habe lediglich die Ausmusterung der Panzer beschlossen. Der Rückverkauf an den Hersteller sei damit nicht entschieden worden.

Und Alain Berset (SP)? Er hatte kürzlich in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* betont,

Thierry Burkart, der sich seit Ausbruch des Krieges mit den Sicherheitsthemen zu profilieren versucht. Der FDP-Präsident, sonst überaus galant gegenüber Frauen, wies die Parteikollegin und Landsfrau in der *Aargauer Zeitung* scharf zurecht. «Ein Verkauf zum jetzigen Zeitpunkt wäre ein Schnellschuss und würde die Armeeplanung massiv einschränken. Wir müssen zuerst politisch entscheiden, welche Fähigkeiten die Armee in Zukunft haben soll.»

Riniker blitzte in der Folge mit ihrem Antrag ab. Im März 2023 kam aber erneut Bewegung in die Geschichte, die im Hintergrund von Bundesrätin Amherd und ihrem Anhang befeuert wurde. Etwa zu dieser Zeit wurde nämlich bekannt, dass der deutsche Verteidigungsminister Boris Pistorius und Wirtschaftsminister Robert Habeck in einem Brief an Amherd ihr Interesse an Schweizer «Leos» anmeldeten. Armeechef Thomas Süssli lancierte daraufhin erneut die Debatte, indem er im Radio erklärte, die Schweiz könne auf zwölf oder etwas mehr Panzer verzichten.

Nun doppelte Riniker im Parlament nach und reichte in der SIK-N einen weiteren Antrag ein, der diesmal deutlich angenommen wurde. SP-Vertreter in der Kommission waren umgeschwenkt. Während der Sommersession am

14. Juni wird sich der Nationalrat im Rahmen der Armeebotschaft 2023 damit befassen.

Zwei Anträge stehen zur Debatte. Erstens die Ausserdienstsetzung von 25 Panzern – ohne Wenn und Aber. Variante zwei: Die Panzer werden nur ausgemustert, wenn sie an die Herstellerfirma zurückverkauft werden. Das Parlament soll den Weg ebnen für ein militärisches Ringtauschgeschäft: Die Schweiz verkauft die Panzer an den deutschen Hersteller zurück,

Die Ausserdienstsetzung ist das «Buebetrickli», um elegant das Neutralitätsrecht zu umgehen.

der diese an Deutschland weiterreicht, damit die Bundeswehr ihre Lücken schliessen kann, die entstanden, weil sie eigene Kampfpanzer an die Ukraine geliefert hatte. Nur Grüne und SVP lehnen beide Anträge ab.

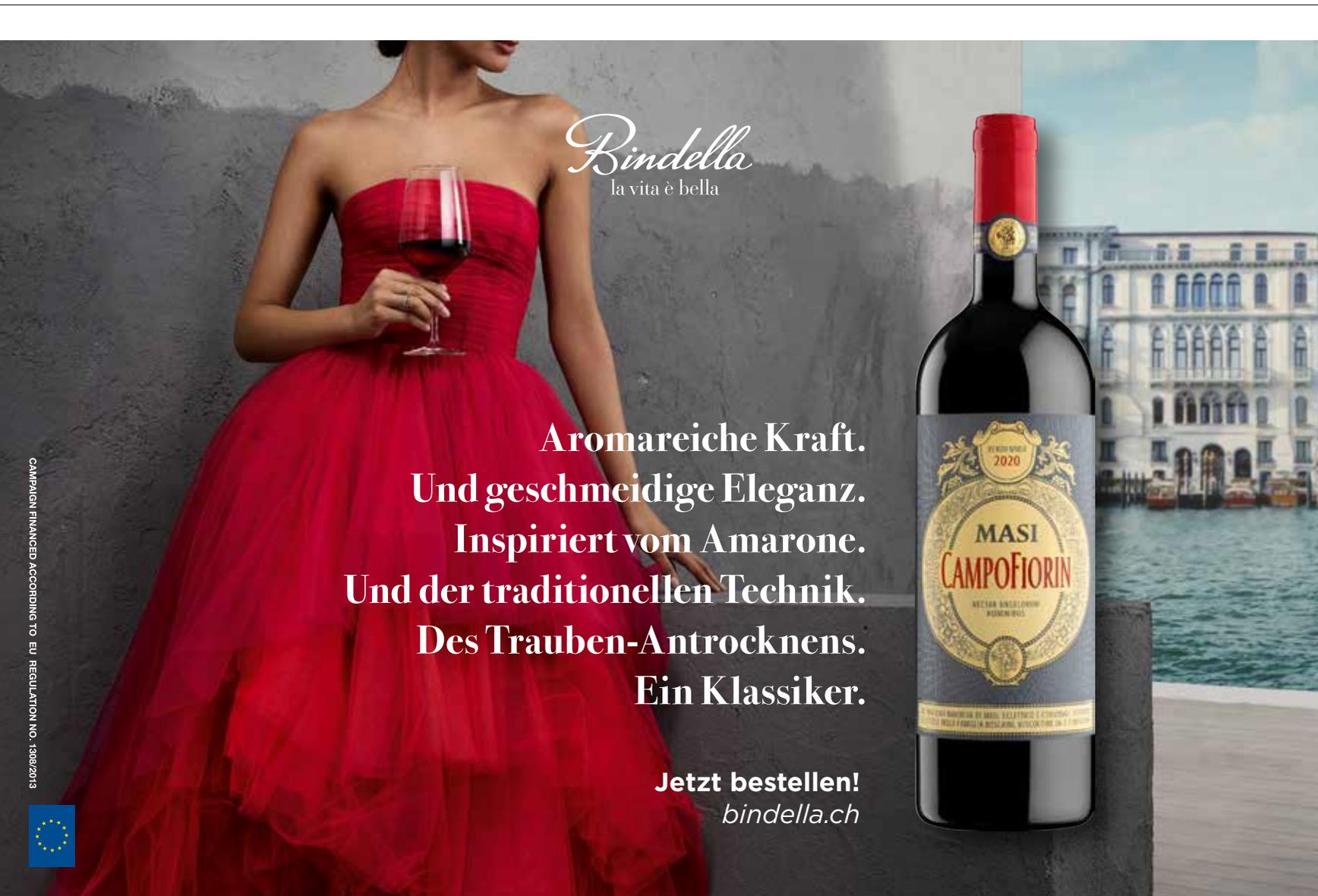
Die Ausserdienstsetzung ist das «Buebetrickli», um neutralitätsrechtliche Aspekte elegant zu umgehen. Denn der Bundesrat hatte 2006 entschieden, dass ausgemustertes Kriegsmaterial ohne Auflagen ans ursprüngliche Herkunftsland zurückverkauft werden kann. Gemäss dieser Sonderregel muss die Schweiz in

einem solchen Fall keine Nichtwiederausfuhr-Erklärung verlangen. Im Fall der Leopard-Panzer heisst das: Die Schweiz könnte diese an die deutschen Hersteller zurückverkaufen, und diese wären danach frei, die Panzer weiterzugeben. Theoretisch sogar an die Ukraine.

Kann man von Rückverkauf sprechen?

Allerdings könnte der Panzer-Deal rechtlich komplizierter werden. Die Frage steht im Raum, ob die Panzer in Deutschland hergestellt wurden und ob man hier überhaupt von einem Rückverkauf sprechen kann. Die Armee hat 1984 380 Panzer Leopard 2 beschafft. 35 davon wurden in Deutschland gekauft, und es wurde damit das erste Panzerbataillon ausgerüstet. 345 Panzer wurden unter Lizenz in der Konstruktionswerkstätte K+W in Thun gebaut. 60 bis 70 Prozent der Bauteile waren demnach rein schweizerisch.

Das VBS sieht darin kein Problem: «Ungeachtet des Produktionsstandortes gehören die Rechte am Leopard 2 der deutschen Industrie. Ein Rückverkauf an den deutschen Hersteller würde somit an das Ursprungsland, also an den Hersteller, erfolgen», gibt eine Sprecherin zu verstehen. Das letzte Wort hat aber ohnehin das Parlament.



Bindella
la vita è bella

**Aromareiche Kraft.
Und geschmeidige Eleganz.
Inspiriert vom Amarone.
Und der traditionellen Technik.
Des Trauben-Antrocknens.
Ein Klassiker.**

Jetzt bestellen!
bindella.ch



Die andere Sicht auf Henry Kissinger

Die *Weltwoche* gratuliert dem früheren amerikanischen Aussenminister zum 100. Geburtstag. Und verschweigt alles, was der Mann in seinem Leben verbrochen hat.

René Zeyer

Zum 100. Geburtstag soll man Nettigkeiten sagen. Das dachte sich wohl auch die *Weltwoche*, als sie den Historiker Andrew Roberts um einen Gratulationsartikel für den früheren amerikanischen Aussenminister Henry Kissinger bat («Ein echter Intellektueller», *Weltwoche* Nr. 21/23). Roberts enttäuschte die Erwartungen nicht. Seine Lobrede uferte in eine Heiligsprechung aus – Duftmarke: «Die Leser seiner Bücher werden sich, auch lange nachdem er in den grossen West Wing im Himmel gegangen sein wird, an seinen Aphorismen und Bonmots vergnügen.» Auch Roberts' britische Ironie kaschierte den publizistischen Liebesdienst nur notdürftig («Auf meinem Schreibtisch steht ein Foto von Kissinger. Erwarten Sie nicht, dass dieser Artikel völlig objektiv ist»).

«Killing Fields» vorbereitet

Wie ist Kissinger nüchtern zu betrachten? Den Höhepunkt des Ruhms erklimmte er 1973 mit der Verleihung des Friedensnobelpreises für seine «Friedensverhandlungen» zur Beendigung des Vietnamkriegs. Sein ebenfalls geehrter nordvietnamesischer Verhandlungspartner



Morde und Folterungen: Kissinger.

lehnte die Auszeichnung mit der einfachen Begründung ab, dass der Krieg ja noch andauere. Kissinger ist wohl der unwürdigste Preisträger aller Zeiten. Nicht nur der Politikwissenschaftler Alfred Grosser bezeichnete ihn als Kriegsverbrecher. Auch der grosse Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger wagte es schon früh, Kissinger als Kriegsverbrecher zu bezeichnen.

Immer wieder holt ihn seine Vergangenheit ein. US-Regierungsdokumente von 1976, deren Freigabe erzwungen wurde, protokollieren Aussagen Kissingers gegenüber dem damaligen Prä-

Hans Magnus Enzensberger wagte es schon früh, Kissinger als Kriegsverbrecher zu bezeichnen.

sidenten Gerald Ford: «Ich finde, wir müssen Castro vernichten. Früher oder später müssen wir die Kubaner knacken.»

Der Journalist Christopher Hitchens unternahm 2001 den Versuch, «jene Vergehen Kissingers zu untersuchen, die als Grundlage für eine Strafverfolgung dienen könnten und sollten: wegen Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Delikten gegen das allgemeine Rechtsverständnis oder internationales Recht, darunter Verschwörung zum Mord, Entführung und Folter». Er beschränkte sich darauf, Indizien und Belege zusammenzutragen, «die sich in einer ordentlich verfassten Anklageschrift finden könnten». Darunter «die vorsätzliche Tötung von Zivilpersonen in Indochina, das vorsätzliche Einverständnis zum Massenmord und später zu einem Attentat in Bangladesch, die persönliche Anstiftung zur Ermordung eines hohen Staatsbeamten und deren Planung in einem demokratischen Land – Chile –, mit dem die Vereinigten Staaten sich nicht im Kriegszustand befanden, die Anstiftung und Durchsetzung des Genozids auf Osttimor».

Alleine die Fortsetzung des Vietnamkriegs zwischen 1968 und 1973 kostete mehr als 20 000 US-Soldaten und Hunderttausende von Vietnamesen das Leben, und Kambodscha verwandelte sich in die «Killing Fields» der Roten Khmer,

deren Machtergreifung 1975 vom schmutzigen Bombardierungskrieg der USA vorbereitet worden war. Kurz: Es war eine einmalige Perversion der Idee des Friedensnobelpreises, ihn einem solchen Kriegsverbrecher zu verleihen.

Geheimoperationen gegen Allende

Aber auch Hitchens' Dokumentarfilm «The Trials of Henry Kissinger» konnten den Nimbus Kissingers nicht ankratzen. Seine Verteidigungsstrategie war und ist: nicht auf Vorwürfe reagieren, keine juristischen Schritte selbst gegen massive Anschuldigungen wie «notorischer Kriegsverbrecher und Lügner» unternehmen. Und sich gegen die Veröffentlichung von offiziellen Dokumenten und Gesprächsprotokollen aus seiner Amtszeit mit allen Mitteln und bislang leider meistens erfolgreich wehren.

Allerdings zuckte Kissinger zusammen, als der ehemalige Diktator Chiles, Augusto Pinochet, auf Betreiben eines spanischen Staatsanwalts 1998 in London verhaftet wurde. Und die USA kündigten, bisher geheime Dokumente über Morde und Folterungen freizugeben. Denn Kissinger war involviert in US-Geheimoperationen, um die Amtseinführung des demokratisch gewählten linken Präsidenten Salvador Allende zu verhindern. Insbesondere in den Versuch, den damaligen chilenischen Oberbefehlshaber der Armee, René Schneider, zu entführen, der seine Verfassungstreue und Loyalität gegenüber einem neuen Präsidenten immer betont hatte. Schneider wurde dabei erschossen.

Während Pinochet immerhin nur knapp der Auslieferung an Spanien entging und in Chile bis zu seinem Tod im Jahre 2006 nur wegen Krankheit nicht ins Gefängnis kam, entging Kissinger bislang allen Versuchen, beispielsweise der Angehörigen von Schneider, ihn vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen. Das wird angesichts seiner hundert Jahre auch nicht mehr geschehen. Aber die Schande wird ihn überleben, trotz aller Jubelartikel zum runden Geburtstag.

René Zeyer berichtete viele Jahre als Korrespondent der *NZZ* aus Lateinamerika, vor allem aus Kuba. Heute betreibt er *Zackbum.ch*, eine Plattform für Medienkritik.

Kleopatra im Identitätsstrudel

Können wir uns darauf einigen, dass die legendäre Königin klug und schön war?



Dass Kleopatra in den Sog der Identitätspolitik geraten ist, amüsiert; überraschend ist es nicht. Der Kulturkampf hat längst den Film erreicht.

Mit der Dokumentarreihe «African Queens» möchte Produzentin Jada Pinkett Smith ein Licht auf die wichtigen afrikanischen Monarchinnen werfen. «Wir bekommen nicht oft die Gelegenheit, Geschichten über schwarze Königinnen zu sehen oder zu hören, und das war für mich wirklich wichtig [...], denn es gibt jede Menge davon.» (Wikipedia). Netflix zeigte bislang zwei Staffeln, die erste befasst sich mit Njinga, Königin von Ndongo und Matamba, die zweite mit Königin Kleopatra. Sie wird von der Britin Adele James verkörpert. Eine Kontroverse entspannt sich darum, ob Kleopatra von einer dunkelhäutigen Schauspielerin gespielt werden sollte.

Wir haben zwei Lager. Die einen finden die Umsetzung mit James gelungen. Die Regisseurin der Doku, Tina Gharavi, fragt im *Variety*-Magazin: «Warum sollte Kleopatra keine «melanated sister» sein? Und warum wollen manche Menschen, dass Kleopatra weiss ist? Ihre Nähe zur Weissheit scheint ihr Wert zu verleihen, und für einige Ägypter scheint dies wirklich wichtig zu sein.» Und: «[...] Ich habe Ägypter gebeten, sich selbst als Afrikaner zu betrachten, und sie sind darüber wütend auf mich. Mir macht das nichts aus.» Kleopatras makedonisch-griechische Familie war seit 300 Jahren in Ägypten ansässig, so Gharavi; dass sie weiss war, sei eher unwahrscheinlich, so weiss wie Elizabeth Taylor sei sie sicher nicht gewesen. «Nach

300 Jahren können wir mit Sicherheit sagen, dass Kleopatra ägyptisch war.»

Die andere Seite argumentiert, dass Kleopatras makedonisch-griechische Abstammung gut dokumentiert sei, ihre Gesichtszüge entsprechend geprägt waren, wie auch auf Münzen, Porträts oder Statuen erkennbar – und die Filmemacher sich gegen diese Fakten stellen würden. Darum hat auch ein ägyptischer Anwalt Klage gegen Netflix erhoben. Der ehemalige ägyptische Antikenminister Zahi Ha-

Trotz historischer Überlieferungen kann heute tatsächlich niemand wissen, wie Kleopatra genau aussah.

wass wandte ein, Kleopatra habe mediterrane Gesichtszüge gehabt; was da gezeigt werde, sei historisch inkorrekt.

Der Filmkritiker «Critical Drinker» erklärt auf Youtube, dass, gerade weil «Queen Cleopatra» nicht – wie der Elizabeth-Taylor-Film aus 1963 – Fiktion sei, sondern unter Dokumentation laufe, ein akkurater und unvoreingenommener Blick wichtig sei. Hier würden Hollywood-Aktivistinnen versuchen, die Realität zu verbiegen, «um sie als etwas zu zeigen, das sie nicht war. Anstatt wirklich vertieft nach Königinnen in Afrikas Subsahara-Staaten zu suchen, die einen grossen Impact auf die Weltgeschichte hatten, aber vielleicht nicht unbedingt Mainstream-Anziehungskraft besitzen, begnügte man sich damit, einfach Kleopatra zu nehmen.» Der Name bringe der Serie eben viel Aufmerksamkeit.

Trotz historischer Überlieferungen kann heute tatsächlich niemand wissen, wie Kleopatra genau aussah, wie gross sie war, welche Hautfarbe sie hatte und ob sie tatsächlich so schön war wie von manchen beschrieben – und ihre Nase so gross. Antike Schriftsteller gehen in ihren Schriften nicht auf ihre Hautfarbe ein, einen Hinweis auf ihre Körpergrösse allerdings gibt es in einer Beschreibung des griechischen Autors Plutarch: «... dass sie in einer übergrossen Sacktuchhülle in einer Herbstnacht des Jahres 48 v. Chr. in den Palast geschmuggelt wurde – was darauf hindeutet, dass sie zumindest petite war.» (University of Chicago).

Laut der angesehenen «Encyclopedia Britannica» ist Kleopatra die Tochter von König Ptolemaios XII., sie war die letzte Königin der makedonischen Dynastie, die Ägypten zwischen dem Tod von Alexander dem Grossen und der Annexion durch Rom im Jahr 30 v. Chr. regierte. «Kleopatra war makedonischer Abstammung und hatte wenig, wenn überhaupt, ägyptisches Blut. Allerdings schrieb der antike Autor Plutarch, dass sie als Einzige in ihrer Familie die Mühe auf sich nahm, Ägyptisch zu lernen, und sich aus politischen Gründen als die neue Isis bezeichnete.»

Klug war sie mit Sicherheit, auch verführungstechnisch gewandt, konnte sie doch die beiden mächtigsten Männer ihrer Epoche, Julius Cäsar und Marcus Antonius bezirzen, damit sie sie beim Ausbau ihres Reiches unterstützten. Wer nun die besseren Argumente hat, dürfen Sie selbst entscheiden.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Gigaman gegen Magneto

Milliardär Elon Musk greift Milliardär George Soros an. Antisemitismus-Vorwürfe werden laut. Falsch. Der Twitter-Besitzer ist der unerschrockene Superheld der Meinungsfreiheit.

Francis Pike

Der Superheld unserer Tage, Elon Musk, braucht ein Alter Ego. Clark Kent war Superman, Elon Musk ist ... Gigaman, der Erfinder der zahlreichen Tesla-Gigafabriken, die überall auf der Welt auftauchen wie die Ausserirdischen in H. G. Wells' «Krieg der Welten».

Unser Superheld strebt nach der Herrschaft des Menschen über das Universum. Mit Hilfe seines Unternehmens SpaceX will Musk, Pardon: Gigaman, seine gigantische Starship-Rakete zum Mars schicken. Das Ziel ist die Errichtung der ersten ausserirdischen, autarken Kolonie, so dass die Menschheit selbst dann weiterleben kann, wenn die Erdbewohner es schaffen, sich selbst zu vernichten. Kurzfristig aber will Gigaman in aller Bescheidenheit nur den Planeten Erde retten. Teslas dritter Masterplan entwirft einen «Weg zu einem nachhaltigen globalen Energiesystem durch Endverbraucherelektrifizierung und nachhaltige Stromerzeugung und -speicherung».

Mit dem Tesla Model Y produziert Gigaman bereits das weltweit meistverkaufte Auto, und er schickt sich an, der grösste Autobauer der Welt zu werden. Tesla, das einzige Start-up-Konglomerat der Welt, hat sich darüber hinaus zum Ziel gesetzt, den LKW-Markt, die stationäre Stromerzeugung und Energiespeicherung, das Angebot von Schnellladestationen und das vollautonome Fahren zu dominieren.

Hasst Soros die Menschheit?

Dieser Rüstungswettlauf hat Elon Musk in Konflikt gebracht mit fünf der acht grössten Unternehmen der Welt und ihren Gründern oder Chefs – Tim Cook (Apple), Bill Gates (Microsoft), Larry Page (Alphabet-Google), Jeff Bezos (Amazon) und Mark Zuckerberg (Meta-Facebook). Gigaman braucht, wie alle Superhelden, Superbösewichte, um seine Superkräfte besonders eindrucksvoll zur Geltung zu bringen.

In der vergangenen Woche hat Musk alias Gigaman einen neuen, heimtückischen Superbösewicht ausgemacht, nämlich die Hedgefonds-Legende George Soros («Der Mann, der die Bank von England knackte»). Der Super-

linke Soros verfolge einen Masterplan zur Schwächung der Demokratie in den USA. In den vergangenen sieben Jahren sollen von ihm geförderte Super-PACs (Organisationen zur unlimitierten Wahlkampfspendensammlung) in mindestens siebzig Fällen ultralinke Bewerber für das Amt eines Bezirksstaatsanwalts finanziell unterstützt haben.

Unlängst twitterte Musk: «Soros erinnert mich an Magneto.» (Für all jene, die mit Comicfiguren nicht so vertraut sind: Magneto ist ein fiktiver Mutant, ein Holocaust-Überlebender mit übermenschlichen Fähigkeiten.) Musk argumentierte, dass Soros «die Menschheit hasst» und versuche, den Kern der Zivilisation zu zerstören, indem er illegale Einwanderung und die damit einhergehende Kriminalität unterstütze.

Mit seiner Charakterisierung von Soros liegt Musk vielleicht nicht ganz falsch. George Soros, 1930 in Budapest geboren, überlebte die deutsche Besatzung Ungarns, gewiss eine schlimme Erfahrung. Sein älterer Bruder Paul, ein Ingenieur und Selfmade-Milliardär, nannte mir bei einem Dinner in Aspen, Colorado, noch einen weiteren Grund für den speziellen Charakter seines Bruders. «Der arme George war immer das schwarze Schaf in der Familie», sagte er. «Erst mit vierzig hat er etwas auf die Beine gestellt» (gemeint war der erste Hedge-Fund, den Soros mit vierzig Jahren gründete).

Musks vernichtendes Urteil löste einen Shitstorm aus. Aggressive linke Journalisten wie Brian Krassenstein erklärten, Musk sei ein Antisemit, weil die Comicfigur Magneto der Mutant eines Holocaust-Überlebenden sei. Musk, der



Kampf gegen die Monokultur: Unternehmer Musk, Investor Soros.

sich als «Prosemit» bezeichnet, räumte selbst ein, dass sein Vergleich womöglich nicht sehr glücklich gewesen sei. Vielleicht wäre Lex Luthor, Supermans Widersacher, eine bessere Wahl gewesen.

Der berühmte amerikanische Strafverteidiger Alan Dershowitz (der es schaffte, dass mein Freund Claus von Bülow, wegen versuchten Mordes angeklagt, in allen Punkten freigesprochen wurde) eilte Musk jedoch zu Hilfe. Im *Wall Street Journal* schrieb er, dass Soros natürlich kritisiert werden dürfe, auch wenn er Jude sei. Mit seiner Unterstützung für Human Rights Watch und J Street habe er mehr als jeder andere «das Ansehen Israels in der Welt beschädigt». Musk dagegen sei «nicht antiisraelisch oder

Obwohl Elon Musk sich selbst als Mann der Mitte bezeichnet, ist er bei der Linken verhasst.

antijüdisch eingestellt». Dershowitz fügte hinzu, dass Soros wegen seiner finanziellen Unterstützung für linke US-Staatsanwälte ein «schädlicher Einfluss» sei.

Gigaman ist, genau wie Batman in Gotham City, eine polarisierende Figur. Obwohl Elon Musk, der sich selbst als Mann der Mitte bezeichnet, bei der letzten Präsidentenwahl für Sleepy Joe gestimmt hat, ist er bei der Linken verhasst. Mit seiner Übernahme von Twitter hat er die Dominanz ultralinker Kräfte in den sozialen Netzwerken zurückgedrängt. Für



die Eigentümer etablierter Plattformen ist er genau das, was Fox einst für die etablierten Fernseh- und Kabelsender war.

Tatsächlich hat Musk, indem er drei Viertel der woken Mitarbeiter von Twitter entlassen hat, die Plattform wieder zum offenen Ort für Debatten in der westlichen Welt gemacht. Und die Veröffentlichung der Twitter-Files bewies, dass Donald Trump mit seiner Beschwerde, das FBI und der *deep state* hätten sich zu seiner Amtsenthebung verschworen, nicht ganz unrecht hatte. Trump und andere Ausgestossene wie Jordan Peterson bekamen die Möglichkeit, ihren Twitter-Account wieder zu betreiben. Und Musk durchkreuzte den Versuch, Amerikas bekanntesten TV-Moderator, Tucker Carlson, mundtot zu machen. Carlson wird nunmehr auf Twitter seine eigene Nachrichtensendung präsentieren. In den letzten Wochen hat Musk weitere wichtige Nachrichten auf Twitter bekanntgegeben, etwa die, dass Ron DeSantis 2024 als Präsidentschaftskandidat antreten wird.

Ayn Rands Heroen

Soros mag seine Stiftung Open Society Foundations fördern, aber der wahre Verteidiger der offenen Gesellschaft ist Musk alias Gigaman. Wie die linke Anwältin Ellen Beth Gill bemerkte, «scheint Musk die Fantasiewelten von [Ayn] Rand verinnerlicht zu haben», die in ihren libertären Meisterwerken «Der Ursprung» und «Der freie Mensch» vorgestellt werden. Gigaman verkörpert beispielhaft Ayn Rands Heroen, die für den Individualismus stehen und gegen verknöchertes Unternehmertum kämpfen. Wie John Galt, der geheimnisvolle Held von «Der freie Mensch», so ist Gigaman der Superheld, der uns mit seiner Übernahme von Twitter vor der woken Kultur bewahren könnte, die inzwischen alles dominiert – den Staat, den *deep state*, führende Unternehmen, den Bildungssektor und die Medien.

Unser Superheld ist ein unerschrockener Verteidiger der Meinungsfreiheit. Letzte Woche erklärte er in einem CNBC-Interview: «Ich werde immer sagen, was ich sagen möchte, und wenn das zur Konsequenz hat, dass ich Geld verliere – meinetwegen.»

Gigaman gegen Magneto mag nur ein amüsantes Scharmützel zwischen Milliardären sein, aber die Geschichte hat einen ernsten Aspekt. Mit Tesla dürfte Elon Musk eine technologische Transformation der Welt angestossen haben. Aber bedeutsamer ist sein Gigantenkampf auf Twitter gegen die Superschurken, die bestrebt sind, dem Westen eine linke woke Monokultur aufzuzwingen.



COMICS

Komplexer Superschurke

Logisch, dass die vielschichtigste Figur, die das Universum der Marvel Comics jemals hervorgebracht hat, faszinierend wirkt auf die Mächtigen unserer Zeit. Er heisst Magneto. Ein komplexer, herzzerreissender und doch völlig bössartiger X-Men-Charakter – der vielleicht grösste Superschurke der Comic-Geschichte. Die Nummer, die auf seinem Unterarm eintätowiert ist, lautet 214782. Sie repräsentiert eine Vergangenheit, die sein ganzes Handeln bestimmt: Auschwitz! Dort, wo der junge Magneto von seinen Eltern getrennt wird und sich die Kräfte zum ersten Mal zeigen, indem er ein Metalltor verbiegt.

Klar, bereits Anfang der 1940er Jahre liessen US-Comic-Autoren, die überwiegend jüdisch waren, ihre Helden wie Superman und Captain America gegen Hitler und das Böse antreten. Doch Magnetos komplexe Hintergrundgeschichte unterscheidet ihn angenehm von der Ein-dimensionalität der klassischen Superhelden. Dabei offenbart er Fähigkeiten, die ihn auch für unsere gegenwärtigen Leader, die zur Flucht nach vorne gezwungen sind, attraktiv machen. Magneto fasst nämlich immer wieder neuen Lebensmut, indem er blutige Rache an den Verantwortlichen nimmt. Er kann dabei unter vielen Dingen Kraftfelder erzeugen und Menschen seinen Willen aufzwingen, indem er das Eisen in den roten Blutkörperchen kontrolliert. Und noch besser: Magneto ist immun gegen jede Art von Gedankenkontrolle. Das macht ihn unschlagbar. Denn er trägt einen Helm. Einen eimerförmigen Helm!

Tom Kummer

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Ausserirdische, bitte melden

Eine neue Studie aus Lausanne rechnet vor, warum Kontakte zu Aliens weiterhin viel Geduld erfordern.

Pierre Heumann

Wo sind sie alle?» Diese Frage soll der mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Physiker Enrico Fermi 1950 gestellt haben, als er den Sternenhimmel betrachtete und über die schiere Anzahl intelligenter Zivilisationen sinnierte, die im Universum beheimatet sein könnten.

Hoffnung wächst

Dieses Rätsel, das heute als Fermi-Paradox bekannt ist, beschäftigt Astronomen und andere Wissenschaftler, die wissen wollen, ob es im Universum weiteres Leben gibt, seit langem.

Jetzt kommt eine Antwort aus der Eidgenössischen Technischen Hochschule Lausanne (EPFL). Forscher Claudio Grimaldi erklärt anhand von Berechnungen, wie das Ausbleiben

ausserirdischer Signale zu verstehen sei und warum die Funkstille nicht zwangsläufig die Existenz von Extraterrestrischen negiere. Aufgrund der enormen Distanzen müssten die Signale nämlich während Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden unterwegs sein. Bis sie auf der Erde ankommen, wären sie so schwach, dass sie mit herkömmlichen Instrumenten kaum erfasst werden könnten.

«Wir sind erst seit sechzig Jahren auf der Suche nach Ausserirdischen», so Grimaldi vom Laboratory of Statistical Biophysics an der EPFL: «Die Erde könnte sich in einer Blase befinden, die zufällig frei von Radiowellen ist, die von ausserirdischem Leben ausgesendet werden.»

Kurz: Der zu untersuchende Raum ist viel zu gross, um auf schnelle Resultate hoffen zu können. Bis eine Zivilisation unsere Signale empfangen und eine Antwort zurückschicken würde, könnte es, bei einer angenommenen Entfernung von fünfzig Lichtjahren, fünfzig Jahre dauern, bis das Funksignal angekommen wäre, und weitere fünfzig Jahre, bis die Antwort bei uns einträte. Das ist ein hoher Zeitaufwand für ein banales «Hallo, wir sind hier». Grimaldi empfiehlt deshalb, geduldig zu bleiben.

Für die Existenz von Ausserirdischen spricht die Tatsache, dass das Universum überall gleich aussieht wie bei uns. Es gibt schätzungsweise 400 Milliarden Sterne in der Milchstrasse und an die zwei Billionen Galaxien im Universum. Insgesamt existieren Billionen von Welten, auf denen sich zumindest theoretisch Leben entwickeln könnte. Die Wahrscheinlichkeit ist deshalb hoch, dass wir nicht allein sind.

Die Ausserirdischen wären uns, rein äusserlich, ähnlich. Sie hätten einen Mund, um Nahrung aufzunehmen, und Augen oder Ohren, um die Nahrung aufzuspüren. Doch je weiter wir uns im Stammbaum der Evolution nach oben bewegten, desto unwahrscheinlicher werde es, dass anderswo höhere Lebensformen existierten, schreibt der Mikrobiologe Ri-

chard M. Anderson in seinem Buch «The Evolution of Life: Big Bang to Space Colonies».

Die Chancen auf Informationen aus dem Universum sind heute besser als zu Zeiten Fermis, weil die Instrumente effizienter geworden sind. Forscher tasten die Sterne mit einer Reihe von Instrumenten ab, vor allem mit Radiotele-

Die Ausserirdischen wären uns, rein äusserlich, ähnlich. Sie hätten einen Mund, Augen und Ohren.

skopen, und sie haben eigene Signale ins All geschickt. Dadurch steigen die Hoffnungen auf Informationen von Ausserirdischen – falls es denn welche gibt.

Sie sind schon lange auf der Erde

Zu den neuen Möglichkeiten, das Universum zu erkunden, gehört das Webb-Teleskop. Es könnte in einigen Jahren dazu beitragen, die Atmosphären von extrasolaren Planeten zu untersuchen, um dort Anzeichen von Leben zu finden. Dabei werde es sich allerdings nur um algenartige Existenzen handeln, die Sauerstoff produzierten, den das Teleskop vielleicht feststellen könnte, so Werner Däppen, emeritierter Professor für Physik und Astronomie an der Universität von Südkalifornien.

Für den Stanford-Professor Garry Nolan ist das Fermi-Paradox allerdings gelöst. Er glaube «zu 100 Prozent», dass Ausserirdische «schon lange» auf der Erde seien, sagte der Immunologe vor wenigen Tagen an einer hochkarätigen Konferenz in Manhattan. Auf seiner Internetseite führt er mehrere hundert wissenschaftliche Beiträge in Fachpublikationen auf. Nolans Referenz als Universumsversther? Er sei auch «ein begeisterter Leser von Science-Fiction». Er habe deshalb die Gehirne von Piloten untersucht, die berichtet hätten, ein seltsames Objekt am Himmel gesichtet zu haben.

Was als Beweis für die Existenz von Aliens allerdings kaum ausreicht. «Ausserordentliche Behauptungen brauchen ausserordentliche Beweise», sagt Däppen.



Wir sind nicht allein.

Unsere Verantwortung für Europa

Wer es ernst meint mit dem Frieden in der Ukraine, muss auf Verhandlungen drängen. Ungarn bietet sich als neutraler Ort für solche Gespräche an.

Bence Bauer

Ungarn ist als Nachbarland der Ukraine direkt vom Krieg betroffen. Bisher starben mehrere hundert Soldaten ungarischer Nationalität (aber ukrainischer Staatsbürgerschaft) als Angehörige der ukrainischen Streitkräfte im Krieg, nicht wenige wurden zwangsrekrutiert. Hiervon weiss die europäische Öffentlichkeit kaum etwas. Ebenso wenig bekannt ist, welchen Einschränkungen die 150 000 Ungarn in der Ukraine ausgesetzt sind, angefangen vom Sprach- und Unterrichtsgesetz, das die ungarische Sprache zurückdrängt, bis hin zum Verbot, ungarische Fahnen zu hissen.

Galoppierende Inflation

Trotzdem war für die Regierung von Ministerpräsident Viktor Orbán von Anfang an klar, wer der Aggressor ist. Bereits in den ersten Kriegstagen verurteilte Budapest den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine scharf. Bedingungslos bekennt sich Ungarn zur Unabhängigkeit und territorialen Integrität der Ukraine und unterstützt auch deren Streben nach einer EU-Mitgliedschaft.

Über eine Million ukrainischer Kriegsflüchtlinge kamen bisher in Ungarn an, wurden registriert und versorgt. Ein Grossteil von ihnen zog weiter nach Westen, doch viele sind auch geblieben. Sie geniessen eine Vorzugsbehandlung, können frei und kostenlos reisen und einer Erwerbstätigkeit nachgehen (die sie beschäftigenden Arbeitgeber erhalten staatliche Beihilfen). Mehr als tausend ukrainische Studenten besuchen die ungarischen Universitäten, viele von ihnen mit einem Stipendium. Dem Nachbarland werden massenweise Hilfsgüter geschickt, bisher im Wert von dreissig Millionen Euro. Zudem hat sich Ungarn verpflichtet, monatlich 35 000 Tonnen Diesel an die Ukraine zu liefern.

Einzig die strategische Frage der Waffenlieferungen beurteilt die ungarische Führung anders als die meisten Regierungen in Europa. Hierzulande ist man überzeugt, dass Waffenlieferungen den Krieg nur verlängern

Budapest

und damit auch das Leid der ukrainischen Bevölkerung. Dies bedeutet aber nicht, dass Ungarn seine Bündnistreue vernachlässigt. Budapest trägt alle Entscheidungen der Nato und der EU mit.

Auch den verschiedenen Sanktionspaketen der Europäischen Union stimmte Ministerpräsident Viktor Orbán zu. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass er verschiedentlich seine

Ungarns politische Führung ist überzeugt, dass es kaum möglich ist, eine Atommacht zu schlagen.

dissenting opinion zum Ausdruck brachte. Seiner Meinung nach sind die Sanktionen zu wenig durchdacht, zeitigen kaum Erfolge und schaden vor allem den Bürgern der EU-Staaten: mit hohen Teuerungsraten, unbezahlbaren Energiepreisen und einer galoppierenden Inflation. In einer im Herbst 2022 eigens durchgeführten Befragung der gesamten ungarischen Bevölkerung nahmen 1,4 Millionen Menschen teil. 97 Prozent von ihnen waren der Auffassung, dass die Sanktionen nachteilige Wirkungen auf Ungarn entfalten.

Puffer zwischen den Lebenswelten

Bei Licht besehen, sind die strategischen Interessen Ungarns und der anderen europäischen Staaten ähnlich oder sogar gleich. Es muss zwischen Russland und der Nato ein freies, neutrales, unabhängiges Land existieren, das einen Puffer zwischen den Lebenswelten von West und Ost bildet. Kaum jemand in Europa fordert ernsthaft eine Nato-Mitgliedschaft der Ukraine. Ebenso ist es allen Verantwortlichen wichtig, dass sich die Europäer nicht in den Krieg hineinziehen lassen und nicht Kriegspartei werden. Eine andere Frage ist jedoch, inwieweit waffenliefernde Länder nicht de facto zur Kriegspartei werden können.

Wir alle wollen Frieden in Europa und in der Ukraine. Einzig die Frage, wie dieser erreicht werden kann, spaltet uns. Während viele darauf spekulieren, dass eine hochgerüstete Ukraine

die russischen Angreifer zurückschlagen, wenn nicht besiegen kann, sehen andere, allen voran die Ungarn, dies anders.

Realpolitik ist gefragt

Ungarns politische Führung ist überzeugt, dass es kaum möglich ist, eine Atommacht zu schlagen. Eine weitere Eskalation des Konflikts könnte stattdessen uns Europäer in den Abgrund stürzen. Aus diesem Grund appelliert man an die Kriegsparteien, möglichst bald Waffenstillstandsverhandlungen aufzunehmen. Ungarn hat sich verschiedentlich als neutraler Ort für Friedensverhandlungen ins Spiel gebracht.

Unser aller European Way of Life ist es wert, verteidigt zu werden – mit verantwortungsbewusster Realpolitik.

Bence Bauer ist Direktor des Deutsch-Ungarischen Instituts für Europäische Zusammenarbeit am Mathias Corvinus Collegium in Budapest und Mitherausgeber des Monatsmagazins *Hungarian Conservative*.

freie-matur.ch

DEIN WEG ZUR MATURA

in nur 3 Jahren!

JETZT anmelden für das Schuljahr 2023/24!

- ✓ Keine Aufnahmeprüfung!
- ✓ Schlanker Stundenplan
- ✓ Zentrale Lage
- ✓ Kleine Klassen mit individueller Förderung

freie Maturitätsschule WINTERTHUR



Klimakapitalisten

Nr. 20 – «Treibhauseffekt: Dichtung und Wahrheit»
Philipp Mühlstein über den Klimawandel

Ihre schon sprichwörtliche Unternehmerfreundlichkeit und Marktwirtschaftsbesessenheit steht der *Weltwoche* offensichtlich im Weg, um zu erkennen, dass hinter den von Ihrem Chefredaktor so betitelten «Klimakommunisten» handfeste Unternehmerinteressen, das heisst «Klimakapitalisten», stecken. Wenn die *Weltwoche* auch nur etwas kapitalismuskritisch recherchieren würde, dann hätte sie längst entdeckt, dass der eigentliche Treiber der Klimahysterie die globale Finanzindustrie ist, die hier enorme Gewinnaussichten und historisch einmalige Anlagemöglichkeiten wittert. Black Rock, Vanguard und State Street lassen grüssen.

Andreas-Renatus Hartmann, Eynatten (B)

Wenn sogenannte Klimawissenschaftler wie etwa Hans Joachim Schellnhuber oder Stefan Rahmstorf von Erderhitzung und Selbstverbrennung sprechen und CO₂ mit Zyankali vergleichen, dann haben diese in meinen Augen jegliche Glaubwürdigkeit und jegliche Seriosität verwirkt. Die Erfindung von «Kipp-Punkten» und «CO₂-Budgets» sowie die Behauptung, wir hätten nur noch fünf Jahre Zeit zur Rettung des Planeten, sind nichts anderes als bewusste Panikmache. (Der Satz von Greta, «I want you to panic», wurde ihr übrigens von diesen Wissenschaftlern beigebracht.) Panik ist allerdings ein sehr, sehr schlechter Ratgeber, was man an der mittlerweile chaotischen und zudem dummdreisten Klimapolitik erkennen kann. Das Hauptproblem dieser ganzen Entwicklung besteht darin, dass die Klimapanik

von Profiteuren derselben extrem befeuert wird. Diese Profiteure findet man im Bereich der Wissenschaft, der Politik, der Wirtschaft und der Medien. Es wird höchste Zeit, diese Profiteure zu enttarnen, zu outen und zu entmachten! *Martin Kugler, Backnang (D)*

EU zerstört Europa

Nr. 19 – «Wir brauchen mehr Realpolitik»
Roger Köppel über Václav Klaus

Es braucht unbedingt ein Gegengewicht zur EU und zu ihrer Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen. Mehr europäische Realpolitik kann nur von Politikern wie Viktor Orbán oder Václav Klaus kommen. Optimismus wird nicht ausreichen. Handeln ist notwendig, wenn die Europäer ihre Freiheit behalten wollen.

Marieluise Fieger-Besdziek, Riegel (D)

Beharrlich einseitig

Nr. 21 – «Das Wahre und das Ganze»
Editorial von Roger Köppel

Wieder einmal hilft uns Roger Köppel, eine ausgewogene Einschätzung des Ukraine-Kriegs zu erlangen. Er legt uns dafür zwei Postulate ans Herz. Erstens: «Das Wahre ist das Ganze» vom Philosophen Hegel. Zweitens: «Audiatur et altera pars» (auch die Gegenseite hat Recht auf Gehör) aus dem römischen Recht. Die Froschperspektive kann tatsächlich keinen Überblick verschaffen, und jede Kindergärtnerin weiss, dass sie bei einem Streit beide Seiten anhören muss. Nur unsere Leitmedien übernehmen einseitig die ukrainische Propaganda und unterschlagen, zensieren und verdrehen beharrlich die russische Sicht.

Silvia van der Waerden, Beggingen

Beruhigend

Nr. 21 – Personenkontrolle

Nationalratspräsident Martin Candinas (Mitte) hat sich mit dem Flugzeug auf eine parlamentarische Reise nach Südamerika begeben, begleitet von Politikern und Politikerinnen aus Mitte, GLP, Grünen, SP und FDP. Irgendwie beruhigend, so schlimm kann es also mit dem Klima nicht stehen. *Eva M. Ludin, Habsburg*

Arme Hunde

Nr. 20 – «Liebe Gigi Oeri»
Kolumne von Peter Rothenbühler

Frau Oeri gehört Anerkennung und Dank für ihren Einsatz zugunsten armer Strassenhunde. Statt dumm daherzuplaudern, sollte sich der Autor mal im Ausland umsehen, wie erbärmlich viele Hunde (und auch andere Tiere) dort ihr Dasein fristen müssen. *C. und H. Michel, Brienz*

Ich lese Ihre Kolumne seit Jahren sehr gerne. Ich bin sicher, dass Gigi Oeri diese Worte zu Ohren kommen, und ich hoffe, dass sie ihr Tun und Handeln überdenkt. *Corinne Schmid, Bülach*

Neuer Wortschatz

«Weltwoche daily» allgemein

Abgesehen von Ihren Kommentaren zum Weltgeschehen und Ihrem Humor erfreue ich mich auch an Ihren Wortfindungen. «Schieschartengesichter» und «enge Unterhosen» habe ich in meinen Wortschatz übernommen und finde (leider) viele Anwendungsmöglichkeiten. Danke! *Antonia von Fürstenberg, Berlin (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Ray Stevenson (1964–2023) Andy Rourke (1964–2023)

Vor einigen Jahren spielte er Jesus bei den «York Mystery Plays»; aber so schräg oder bizarr, wie es klingen mag, war die Besetzung mit dem Kraftkerl, der gerne handfeste Haudegen spielte, keineswegs. Als rauschebärtiger Volstagg, treuer Begleiter von Donnergott «Thor» (2011), oder rabiater Rächer «Punisher» (2008) schien er in der Rolle von Jesus wie eine Faust aufs Auge zu wirken. Doch wer das glaubt, unterliegt einem Irrtum. Ray Stevenson, dieser breitschultrige Brocken, Sohn eines britischen Air-Force-Piloten und einer irischen Mutter, war fast in jeder seiner über Dutzend Rollen ein Donnerbolzen mit Pfadfindergemüt in der Seele, also gar nicht so verkehrt für Golgatha.

Nächstenliebe, Treue waren für ihn wichtiger als das blosse Hautdrauf. In «King Arthur» (2004) spielte er den Ritter Dagonet, der sich mit aristokratisch verriegeltem Antlitz für seine Kameraden opfert, in «The Three Musketeers» (2011) hatte er die Rolle des rumschlawinernden, herzenguten Porthos, und selbst im übersinnlich-überschraubten «The Book of Eli» (2010) bleibt er als «Vollstrecker» wie gelähmt im Uferlosen. Ray Stevenson war aufgrund seiner Grösse und seines Wucht-Baus gemacht für den Kumpel, der den Schwächeren durch die Gefahrenzonen trägt.

Eine solche Rolle hatte er in der spektakulären HBO-Serie «Rome» (2005–2007) als Legionär Titus Pullo. Als wenig vornehmer, aber kollegialer Zenturio und Verbündeter Cäsars läuft er nach einigen Widerständen nicht zu Pompeius über. Mit dieser Rolle wurde er populär. Ihn umgab eine sympathische Kumpelhaftigkeit, der aber jede erotische Ausstrahlung fehlte. Er war sozusagen das radikale Gegenstück zu Richard Gere's Kemenaten-Plüschblick. Sein Blick war geradeaus, der Nachbar vom ersten Stock, der der Lady die Waren in den zweiten trägt und ihr herzlich, aber hölzern einen guten Tag wünscht.

Ausgerechnet als Gigolo debütierte er 1998 in «The Theory of Flight», um Helena Bonham Carter von ihrer Jungfernschaft zu be-



Gemacht für den Kumpel: Schauspieler Stevenson.

freien. Der Witz bestand darin, dass der junge Stevenson alles andere als ein Gigolo-Typ ist – aber gerade deshalb der Dame hilfreich zur Seite stehen soll.

Was witzig gemeint war, geriet dann doch allzu hölzern. Der junge Regisseur Edward Hicks fasste das Rollenprofil von Stevenson in seinem Kurzfilm «No Man's Land» (2002) im Konzentrat zusammen. In zwölf Minuten muss Stevenson als erfahrener Soldat aus dem Ersten Weltkrieg einen Novizen-Offizier während einer Schlacht in Sicherheit bringen. Diesem Rollenprofil blieb er bis zum Ende treu. 2015 wurde er für die Serie «Black Sails» engagiert, als legendärer Pirat Blackbeard (bürgerlich Edward Teach). Da konnte er so richtig vom Leder ziehen, wich aber selbst in dieser Rolle nicht von seinem Image. In den vergangenen Wochen, während der Dreharbeiten zu «Cassino in Ischia», erkrankte er und starb vor seinem 59. Geburtstag. *Wolfram Knorr*

Rock-Bassisten rücken selten ins Rampenlicht. Das war bei Andy Rourke nicht anders. Dabei gehörten The Smiths aus Manchester zu den raren Bands, in denen jedes einzelne Mitglied einen unersetzlichen Beitrag zur Dynamik und zur Originalität des Ganzen leistete. Mit traumwandlerischer Sicherheit führten seine melodischen Riffs durch die komplexen Gitarrentexturen von Johnny Marr und schafften dabei erst noch das Kunststück, regelrecht «funky» zu sein.

Elf Jahre alt waren Rourke und Marr, als sie anfangen, zusammen die Geheimnisse der Gitarre zu erforschen. Nachdem Marr 1982 mit dem Songschreiber und Sänger Morrissey eine Band gegründet hatte, war es darum naheliegend, dass bald auch Andy Rourke zu den Smiths stiess. Mit den ungewöhnlichen Texten und dem antimachohaften Auftritt von Morrissey, aber auch mit dem feingesponnenen und doch druckvollen Sound passte die Band nicht in den von Synthesizern dominierten musikalischen Zeitgeist der 1980er Jahre.

Gerade darum ist ihr Einfluss noch heute in zahllosen Gitarrenbands zu spüren. Hits wie «This Charming Man» und «How Soon Is Now» sowie vier Albumklassiker in rascher Folge begründeten den Legendenstatus der Smiths. Drogenprobleme warfen Rourke aus der Bahn; die Entscheidung, sich im Streit um Tantiemen mit einem Vergleich zufriedenzugeben, ruinierte ihn.

Nach den Smiths, die sich 1987 auflösten, spielte Rourke weiter in Morrisseys Band, dann unter anderen mit Sinéad O'Connor, den Pretenders, Killing Joke und Badly Drawn Boy. In New York betätigte er sich als Radio-DJ und spielte in seiner neuen Band Blitz Vega. Dort ist er im Alter von 59 Jahren an Bauchspeicheldrüsenkrebs verstorben. *Hanspeter Künzler*



Melodische Riffs: Bassist Rourke.

Spitalchefs im Bann der Kosten

Der Kampf um die Finanzierung verdrängt Gedanken an die Qualität.



Spitäler mischen die Spielregeln im Gesundheitswesen auf. Vorige Woche gelangten die Führungen der Unispitäler von Zürich, Bern, Basel, Lausanne und Genf mit dramatischem Appell an die Öffentlichkeit und warnten vor einem finanziellen Kollaps ihrer Häuser. Nach einem Verlust von insgesamt über 200 Millionen Franken 2022 sei nun für 2023 mit einem Loch von gegen 300 Millionen zu rechnen.

Die ungenügende Finanzierung gefährde den Auftrag der Universitätsspitäler, die Tarife deckten die Kosten bei weitem nicht mehr. Man müsse jetzt rasch handeln, die politische Fehlregulierung bremsen und die Frage beantworten, wie die Finanzierung der Gesundheitsleistungen in Zukunft zu gestalten sei.

Auch Kantonsspitäler von St. Gallen, Uri, Freiburg oder Aargau machten kürzlich mit Defiziten und Hilferufen von sich reden; das Spital in Aarau erhielt kürzlich vom Kantonsparlament eine Finanzhilfe von 240 Millionen Franken bewilligt. Alle im Bann der Kosten.

Dass Spitalvertreter direkt an die Öffentlichkeit gelangen, hat vor allem in der Pandemie eingerissen, als sie via Medien davor warnten, die Krankenhäuser seien am Anschlag, Massnahmen dringlich. Heute dienen eher Fachkräftemangel und Arbeitsbelastung als Argumente für öffentliche Hilferufe im Kampf um Finanzmittel.

Es trifft sich, dass der Think-Tank Avenir Suisse sich ebenfalls vorige Woche meldete – mit einer Untersuchung zum Thema «Mehr Mehrwert im Gesundheitswesen». Zentral sei die Frage, ob man die Kosten senken und gleichzeitig Gesundheitsleistungen ausweiten

könne. Wie geht das? Beantwortbar, so die Studie, sei die Frage nur, wenn man die Qualität der Leistungen messen und vergleichen könne.

Das ist ein Hammer – schlagartig ruft dieser Publikation in Erinnerung, dass Qualität im schweizerischen Gesundheitswesen als Beurteilungskriterium bisher gar keine grosse Rolle spielte. Die Tarife daran zu bemessen, wird heute sogar rechtlich ausgeschlossen.

Anders ausgedrückt: Die Riesenbranche mit über 80 Milliarden Franken Jahresumsatz, grossenteils hoheitlich verwaltet, operiert so, dass Qualität praktisch nicht honoriert wird. Das ist schockierend, wenn man bedenkt, um welch lebenswichtige Leistungen es geht.

Wie Co-Autor Jérôme Cosandey darlegt, käme man am ehesten von der heutigen Kostenorientierung hin zu einem Qualitätswettbewerb, wenn darüber diskutiert würde, welchen Wert die jeweiligen Behandlungen pro investierten Franken aus Patientensicht schaffen. Ein erster Schritt wäre seiner Ansicht nach das Bestimmen und Messen der Qualität der Leistungserbringer pro Krankheitstyp. In einer zweiten Stufe wäre Qualität dann öffentlich transparent und mit geeigneten Finanzierungsmechanismen zu einem Wettbewerbskriterium zu machen. Aber eben, um Spitaltarife durch qualitative Aspekte ergänzen zu dürfen – das braucht zuerst die rechtliche Erlaubnis.

Die Idee, dass sich Ärzte, Spitäler und andere Anbieter in einem geregelten Wettbewerb um die aus Patientensicht besten Leistungen bemühen, war ursprünglich im Krankenversicherungsgesetz eigentlich schon mal angelegt. Aus dieser Sicht hätten die Kranken-

kassen die Rolle als gewissenhafte Makler, die für ihre Kunden und Patienten möglichst gute Arzt- und Spitalleistungen einkaufen – und dies dank Wettbewerb zu möglichst günstigen Prämien. Eine unternehmerische Rolle.

Aber die Politik, das Bundesamt für Gesundheit und die x-fach involvierten Kantonsregierungen liessen dem Wettbewerb nie viel Spielraum. Bei der Gestaltung von Tarifen, Prämien und Leistungssortiment werden so viele Details in teils widersprüchlichen Vorschriften geregelt, dass alle damit beschäftigt sind, deren Kosten zu finanzieren. Qualität ist Deko.

Inflation bringt Misstrauen

Die Inflation hat nicht nur den Preisen, sondern auch der Kritik an unternehmerischem Verhalten Auftrieb gegeben. Händler, die Verkaufspreise erhöhen, werden misstrauischer betrachtet als vorher, weil viele sie als Mitverursacher des Übels sehen. Exponiert sind Nahrungsmittel, die im zurückliegenden Jahr je nachdem bis zu 50 Prozent teurer wurden.

Hat man dabei auch Gewinnmargen gesteigert? Übermässig? Das britische Parlament sprach das Thema der «gewinngetriebenen Inflation» an, freiwillige Preisobergrenzen in Läden sind im Gespräch. In Deutschland sollen nach dem Gaspreisdeckel weitere Deckel eingerichtet werden. In der Schweiz mit jüngst noch 2,6 Prozent Jahresinflation ist die Debatte weniger hitzig. Aber gleichwohl ist es brisant, dass Unternehmen, die Begehrtes anbieten, damit Gewinn machen und für die Eigentümer Wert schaffen, vermehrt unter Druck stehen, ihr Handeln öffentlich zu rechtfertigen.

PHILOSOPHIE

Simone de Beauvoir



Sie hatte sich gewählt: Denkerin de Beauvoir.

«Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es»:
Kaum ein Satz ist so missverstanden worden.

Seite 54

Von Kindestagen an ist Simone von einer tiefen Freiheitssehnsucht erfasst.

Seite 55

Auf einer Bank beim Louvre schlägt Sartre ihr den berühmten Pakt vor: «Wir werden einander nie fremd werden.»

Seite 56

Es beginnen die grossen Sartre-und-Beauvoir-Jahre, die Jahre der schwarzen Rollkragenpullover.

Seite 57

Wir sind verurteilt, frei zu sein

Simone de Beauvoir gilt als Vordenkerin der Gender-Ideologie. Das ist ein Missverständnis. Die französische Schriftstellerin, langjährige Weggefährtin des Philosophen Jean-Paul Sartre, leugnete keine biologischen Tatsachen, sondern stritt lustvoll für die Freiheit aller.

Alexander Grau

Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.» Ein Satz, so einfach und klar. Doch selten hat ein einziger Satz die Philosophie-, ja die Gesellschaftsgeschichte so beeinflusst. Und kaum ein Satz ist so missverstanden worden, sowohl von seinen Verfechtern als auch von seinen Kritikern. Das liegt vermutlich auch daran, dass kaum jemand das Buch gelesen hat, aus dem er stammt. Oder zumindest die Seite, auf der man ihn findet. Denn nach der weltberühmten Sequenz geht es folgendermassen weiter: «Kein biologisches, psychologisches, wirtschaftliches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das weibliche Menschenwesen im Schoss der Gesellschaft einnimmt.»

«Das andere Geschlecht»

Mit dieser Klarstellung müssten sich eigentlich alle Polemiken erledigt haben. Denn hier wird keine Biologie geleugnet, hier wird nicht behauptet, Frauen seien eine Konstruktion von Männern oder ähnlicher Unsinn. Es wird lediglich gesagt, dass die gesellschaftliche Rolle der Frau nicht durch biologische, psychologische oder auch wirtschaftliche Aspekte festgelegt ist. Darüber kann man natürlich streiten. Klassische Marxisten würden etwa darauf verweisen, dass die ökonomische Basis sehr wohl die Rolle der Frau in einer Gesellschaft bestimmt. Und auch die des Mannes. Aber wie man es auch dreht: So skandalös oder gar abwegig, wie mitunter getan wird, ist das berühmte Zitat nicht. Allenfalls diskussionswürdig, wie so viele Thesen. Man muss sich nur die Mühe machen, drei Zeilen weiterzulesen. Besser noch die 400 folgenden Seiten.

Denn «Das andere Geschlecht» – das Buch, aus dem das berühmte Zitat stammt – ist unbedingt lesenswert, für Frauen und Männer, wohlgemerkt. Im Grunde nämlich geht es hier nicht nur um die Emanzipation der Frau. Es geht um die Emanzipation des Menschen. Schliesslich werden nicht nur Frauen in historische, soziale oder ökonomische Rollen gezwungen, Männer auch – sei es im Bekanntenkreis, bei der Arbeit, im Sportverein oder sonst wo. Es sind die Anderen, die uns zu etwas machen. Hier setzt «Das andere Geschlecht» an. Es ist vor allem ein radi-

kales Freiheitsbuch, geschrieben von einer der vielleicht leidenschaftlichsten Kämpferinnen für die Freiheit: von Simone de Beauvoir.

«Das andere Geschlecht» macht de Beauvoir ab 1949 zur berühmtesten Intellektuellen Frankreichs. Sechs Jahre zuvor, im Kriegsjahr 1943, war ihr erster Roman erschienen: «Sie kam und blieb», im Original «L'Invitée», was wörtlich übersetzt «die Eingeladene» bedeutet. «Sie kam und blieb» ist vielleicht ihr radikalster Roman.



Simone de Beauvoir, um 1910.

Er erzählt von einer M \acute{e} nage-à-trois zwischen der Schriftstellerin Françoise Miquel, dem Regisseur Pierre Labrousse und der jüngeren Xavière, die sich unter anderem als Schauspielerin versucht. Françoise und Pierre sind ein Liebespaar. Sie verbinden gemeinsame intellektuelle und künstlerische Interessen. Ihre Liebe soll nicht einengen, sondern auf absoluter Ehrlichkeit, gegenseitigem Respekt und grösstmöglicher Freiheit basieren. Doch es kommt, wie es kom-

men muss. Françoise lernt Xavière kennen und ist von dem trotzigem und launigen Mädchen fasziniert. Bald stellt sie jedoch fest, dass sich hinter dem scheinbar unbändigen Drang nach Unabhängigkeit nichts anderes verbirgt als ein hochmanipulativer und egoistischer Charakter. Pierre, verblendet von seiner Eitelkeit, durchschaut das intrigante Spiel Xavières nicht. Françoise sieht sich unversehens in eine Rolle gedrängt, die sie nie einnehmen wollte: die der eifersüchtigen Rivalin. Sie spürt, dass sie nicht mehr Herrin ihres Lebens ist, sondern durch die Andere fremdbestimmt wird. Schliesslich sieht sie nur noch eine Möglichkeit, ihre Freiheit wiederherzustellen. Françoise tötet Xavière.

Man selbst sein – durch einen Mord? Der erste Roman von de Beauvoir ist eine Provokation.

Die Schlussätze des Romans lauten: «Niemand konnte sie verurteilen oder ihr vergeben. Ihre Tat gehörte nur ihr. <Ich will es.> Ihr Wille vollzog sich in diesem Augenblick, nichts trennte sie mehr von sich selbst. Sie hatte endlich gewählt. Sie hatte sich gewählt.»

Bürgerliche Besitzansprüche

Frei sein, man selbst sein – durch einen Mord? Der erste Roman von Simone de Beauvoir ist eine Provokation. Vor allem aber ist er eine genaue und schonungslose Analyse wechselseitiger menschlicher Abhängigkeiten, niedriger Motive und emotionaler Verwicklungen. So gesehen, ist «L'Invitée» auch das anrührende Dokument der Schwierigkeiten einer wirklich freien Beziehung und der Emanzipation von wechselseitigen bürgerlichen Besitzansprüchen.

Intensität bekommt der Roman dadurch, dass er auf einer noch viel verwickelteren Geschichte zwischen Simone de Beauvoir, ihrem Lebensgefährten Jean-Paul Sartre und ihrer ehemaligen Schülerin Olga Kosakiewicz beruht. In der Realität heiratete Olga schliesslich einen Schüler Sartres, Jacques-Laurent Bost. Sartre wiederum wechselt von Olgas Bett in jenes ihrer Schwes-



Aktueller denn je: Beauvoir mit Sartre und Claude Lanzmann in Gizeh, 1967.

ter Wanda. Und Beauvoir begann eine heimliche Affäre mit Bost. Freie Liebe? In der Theorie vielleicht eine grossartige Sache. In der Praxis aber kann sie die Beteiligten ebenso abhängig, verwundbar und unfrei machen wie die konventionellste bürgerliche Ehe. Doch genau aus dieser Bürgerlichkeit wollte Simone de Beauvoir entfliehen. Mit allen Konsequenzen.

Simone de Beauvoir wird am 9. Januar 1908 am Boulevard du Montparnasse 103 in Paris geboren. Sie ist eine «Tochter aus gutem Hause» – so der deutschsprachige Titel des ersten Bandes ihrer Autobiografie («Mémoires d'une jeune fille rangée»). Ihr Vater George Bertrand kommt aus vermöglicher Familie und praktiziert als Anwalt ohne grössere Ambitionen. Die Familie lebt vor allem von seinem Erbe. Wie im gebildeten französischen Bürgertum üblich, ist

Simones Vater Agnostiker, legt aber als Nationalist und Konservativer Wert auf eine katholische Erziehung seiner Töchter. Zusammen mit ihrer Schwester Hélène besucht Simone eine katholische Mädchenschule. Die Ferien verbringt sie auf den Gütern ihres Grossvaters und ihres Onkels. Zeit ihres Lebens wird sie, die Grossstadttintellektuelle, immer ein besonderes Verhältnis zur Natur haben und teilweise auf wochenlange Wandertouren gehen. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges müssen die Beauvoirs in eine kostengünstigere Wohnung in die Rue de Rennes wechseln, nahe der Metrostation Saint-Sulpice – in das Epizentrum von Simones späterem Leben zwischen dem Café «Les Deux Magots» und dem heutigen Tour Montparnasse.

Simones Vater hat durch die russische Revolution einen Teil seines Vermögens verloren, zu-

dem bekommt er keine Apanage der Verwandtschaft mehr. Es wird klar, dass Simone und ihre Schwester eine Berufsausbildung benötigen, da für eine standesgemässe Mitgift kein Geld vorhanden ist. Manchmal sind es eben doch die ökonomischen Umstände, die eine Frau zu der Frau machen, die sie später wird.

Aber es ist nicht die wirtschaftliche Situation allein. Von Kindstagen an ist Simone von einer tiefen Freiheitssehnsucht erfasst. Schon mit

«Du bist eine kleine Bürgerin, die Bohème spielen möchte», bekommt sie an den Kopf geknallt.

zwölf hat sie sich von dem anerzogenen katholischen Glauben losgesagt. Zwischen dem ersten und dem zweiten Teil des *baccalauréat* (Matura) beschliesst sie, Philosophielehrerin an einem laizistischen Gymnasium zu werden – ein kleiner Skandal an einer katholischen Mädchenschule. Im Jahr 1926, Simone ist achtzehn Jahre alt, beginnt sie ihr Philosophiestudium.

Erkundungen in den Bars von Paris

1928 erwirbt sie ihre *licence* (Diplom) in Philosophie mit einer Arbeit über Gottfried Wilhelm Leibniz und bereitet sich an der Sorbonne und der legendären Ecole normale supérieure (ENS) auf die *agrégation* (Lehrerlaubnis) in Philosophie vor. Nebenbei jobbt sie als Nachhilfelehrerin und beginnt mit dem verdienten Geld die Bars von Paris zu erkunden. Sie lässt sich von Unbekannten zu Cocktails einladen und entfernt sich dezent, wenn deren Interesse etwas handfester wird. In dem verruchten Nachtclub «Jockey» gibt sie sich als Modell aus, doch ihre Kleidung verrät sie: «Du bist eine kleine Bürgerin, die Bohème spielen möchte», bekommt sie an den Kopf geknallt. Libertinage lebt die junge Studentin zunächst eher theoretisch im Kopf, nicht praktisch. Dafür ist sie dann doch zu sehr «une fille rangée».

Dennoch sind es sind Jahre der Befreiung. In ihr Tagebuch notiert Beauvoir: «Oh, ich weiss jetzt genau, wie mein Leben aussehen wird: leidenschaftliche, hingebungsvolle Forschung.» Sie will philosophieren und Bücher schreiben. Und es kristallisiert sich das Thema ihres Lebens heraus: die Freiheit und ihre Beschränkungen durch die Anderen. Es ist das Grundthema von «Das andere Geschlecht» und auch des frühen Existenzialismus Sartres: «Ich muss mit meinen philosophischen Ideen im Reinen sein. Die Probleme, die mich beschäftigt haben, vertiefen. Thema ist fast immer dieser Gegensatz zwischen meinem Selbst und dem Anderen, den ich von Anbeginn meines Lebens verspürte.»

Durch ihr Studium lernt sie den späteren Philosophen Maurice Merleau-Ponty kennen. Gemeinsam spazieren sie durch den Jardin du Luxembourg und diskutieren philosophische

Probleme. Der umgängliche Student verliebt sich in Simones beste Freundin, Elisabeth Lacoin, genannt Zaza. Doch Zazas Eltern lassen durch einen Privatdetektiv ermitteln, dass der junge Philosophiestudent einer unehelichen Verbindung entstammt. Für die grossbürgerliche Familie Lacoin untragbar. Aus Verzweiflung

Sartre erklärt im besten Philosophenjargon, es handle sich um eine notwendige Liebe.

fügt sich Zaza eine schwere Verwundung zu und stirbt kurz darauf an einer viralen Hirnhautentzündung. Simone wird später schreiben: «Zaza starb, weil sie versuchte, sie selbst zu sein.»

Wer sich heute über die Radikalität Beauvoirs mokiert, ihre tiefe Verachtung für alles Bürgerliche, für Familie, Kinder, Konventionen und Institutionen, sollte sich klarmachen, was für eine Welt aus Zwängen, Verboten und Grausamkeiten sich Anfang des 20. Jahrhunderts oft noch hinter dem scheinbar so gutmütigen Attribut «bürgerlich» verbarg. Es war eine enge Welt, bigott, rücksichtslos und unmenschlich. Aus diesem Korsett wollte sich Simone de Beauvoir mit aller Konsequenz befreien.

Enthusiasmus, Lebensfreude

In einem *salon de thé* am Odéon lernt sie 1929 schliesslich den Mann kennen, dem sie ein Leben lang verbunden bleiben wird: Jean-Paul Sartre. So sehr, dass ihrer beider Namen häufig in einem Atemzug genannt werden.

Sartre ist äusserlich alles andere als attraktiv. Klein, keine 1,60 Meter gross, wulstige Lippen, schlechte Haut, ein nach aussen schielendes und erblindendes rechtes Auge. Ein Adonis sieht anders aus. Aber Sartre ist charmant, witzig und geistreich. Er öffnet Professoren nach oder singt mit seiner schönen Stimme «Ol' Man River» und andere Chansons. Und anders als der ausgeglichene und ruhige Merleau-Ponty ist Sartre aktiv, rebellisch und aggressiv. Dreissig Jahre später wird Beauvoir schreiben: «Sartre hatte von uns beiden die unerschöpflichere Phantasie. Er verfasste Klagelieder, Abzählverse, Epigramme, Madrigale, Kurzfabeln, alle Arten von Blitzgedichten, und manchmal sang er selbsterfundene Melodien.»

Im September zieht Beauvoir zu ihrer Grossmutter am Place Denfert-Rochereau, wo sie eine unter mehreren Pensionisten ist. Endlich hat sie ihr eigenes kleines Reich. Ihre Lehrtätigkeit erledigt sie nebenbei. Sartre lebt in dieser Zeit von einer kleinen Erbschaft. Doch Geld ist den beiden sowieso egal. Beauvoir und Sartre geniessen mit ihren bescheidenen Mitteln das Leben in vollen Zügen, gehen ins Theater, ins Kino, in die angesagten Bars und Klubs von Paris. Wenn mal Geld da ist, gönnt man sich Cocktails und gutes Essen im «Chez les Vikings» in der Rue Vavin. Ist

das Geld verbraucht, gibt es falsche Gänseleber auf Beauvoirs Zimmer. «Ich gab mich so vollständig meinen Wünschen und Vergnügungen hin, dass nichts in mir übrigblieb, was sich an unerfüllbarer Sehnsucht hätte verschwenden können», notiert Beauvoir in ihrer Autobiografie.

Wer Beauvoirs wunderbare Memoiren «In den besten Jahren» liest, kann sich dem Enthusiasmus, der Lebensfreude, der radikalen Freiheitsliebe nicht entziehen. Das ganze Buch ist ein Fest der Freude, der Hingabe, der Lebensgier und des unbedingten Willens, sich durch nichts und niemand, am allerwenigsten durch bürgerliche Vorstellungen, Pflichten oder Regeln einschränken zu lassen: «Wir verfolgten unseren Weg ohne Zwang, ohne Fesseln, ohne Hemmungen, ohne Furcht.» Und eine Seite weiter heisst es: «Nichts grenzte uns also ab, nichts legte uns fest, nichts verklavte uns. Wir allein bestimmten unsere Bindungen an die Umwelt: unser Lebensmark war unsere Freiheit.»

Doch Freiheit bedeutet gegebenenfalls auch sexuelle Freiheit. Und Sartre macht seiner Freundin klar, dass er nicht bereit ist, «auf die Freuden der Abwechslung zu verzichten», wie Beauvoir etwas *gouvernantenhaft* formuliert. Bei ihrer Beziehung, erklärt Sartre im besten Philosophenjargon, handle es sich um eine notwendige Liebe. Es gäbe aber auch zufällige Lieben. Die hätten nicht dieselbe Bedeutung, aber warum auf die Freuden des Zufalls und der Überraschungen verzichten?

Auf einer Steinbank an einem Seitenflügel des Louvre schlägt Sartre ihr den berühmten Pakt vor: «Wir werden einander nie fremd werden, keiner wird je vergebens an den anderen appellieren, und nichts wird dieser Allianz den Rang

ablaufen; aber sie darf weder in Zwang noch Gewohnheit ausarten.» Simone willigt ein.

Im November 1929 wird Sartre zum Militärdienst eingezogen, danach wird er an eine Schule in Le Havre versetzt. Beauvoir schlägt es nach Marseille. In der Provence entdeckt sie das Wandern für sich. Sie genießt die Freiheit der Berge, die Natur, das Alleinsein. Ohne den schon damals üblichen Schnickschnack erschliesst sie sich nur in Sommerkleid und Leinenschuhen die Landschaft rund um die südfranzösische Metropole. Zahlreiche Landschaften Frankreichs wird sie in den nächsten Jahren durchwandern, in Südfrankreich, an der Loire oder in der Bretagne.

Himmel über Europa

Nach einer Zwischenstation in Rouen unterrichtet Beauvoir ab 1936 wieder in ihrem geliebten Paris. Sartre folgt ein Jahr später. Es beginnt die Ära des Lebens in Hotels. Beide verfügen ausser Büchern kaum über Besitz. Wohnungen engen ein. Das Leben im Hotel ist mobil. Man muss sich um nichts kümmern. Erst 1949, also mit 41 Jahren, wird sich Beauvoir ihre erste eigene Wohnung in der Rue de la Bûcherie nehmen.

Zu der bedeutendsten Zäsur ihres Lebens wird der Krieg werden. Spätestens seit dem Abkommen von München im September 1938 verdunkelte sich der Himmel über Europa. Doch sie will unbedingt an den Frieden glauben. Nicht aufgrund politischer Analysen, sondern weil sie spürt, dass dieser Krieg ihr die Vollmacht über ihr Leben nehmen wird, ihre Freiheit, ihren Individualismus. Mit einem geradezu aufreizenden Trotz ist sie nicht bereit, das zu akzeptieren.



Mahlwerk der Geschichte: mit Sartre und Che Guevara (r.) in Kuba, 1960.



«Die Hölle, das sind die anderen»: in St-Germain-des-Prés um 1946 ; mit Sartre in Rom, 1978.

Die Erfahrung, dass es Lebensumstände gibt, Mächte, eine Geschichte, die grösser sind als man selbst, die in das eigene Leben eingreifen, einen unfrei machen, klein und abhängig – das ist der Schock ihres Lebens. Sie will es nicht wahrhaben. Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Sie versucht, sich «in der Gegenwart einzuschliessen, jeden Augenblick zu geniessen». Doch es nützt nichts. Das Mahlwerk der Geschichte erfasst auch sie. Im Jahr 1939 wird aus der individualistischen und freiheitsumarmenden Philosophielehrerin, die sich ohne rechten Erfolg an Romanen versucht, die engagierte Intellektuelle und Schriftstellerin. «Ich verzichtete auf meinen Individualismus, auf meinen Anti-Humanismus. Ich erlernte die Solidarität», schreibt sie etwas pathetisch in ihrer Autobiografie.

Sartre war der grosse Durchbruch schon 1938 mit seinem Roman «Der Ekel» gelungen. Ein Band mit Erzählungen erschien. Er begann für die angesehene *Nouvelle revue française* zu schreiben. Doch im September 1939 wird Sartre eingezogen und gerät im folgenden Mai in Kriegsgefangenschaft, aus der er sich mit einem Trick befreit. Im März 1941 ist er wieder in Paris.

Dort beginnt er an seinem philosophischen Hauptwerk zu arbeiten: «Das Sein und das Nichts». Angesichts der radikalen Kontingenz der Welt ist der Mensch zur Freiheit verurteilt. Das bedeutet, dass er für sich selbst verantwortlich ist, allen Übergriffen der Anderen zum Trotz. Allenfalls kann er seine Freiheit leugnen, indem er auf angebliche Notwendigkeiten, Werte oder Götter verweist – das ist sehr grob der rote Faden von Sartres monumentalem Werk.

Darin findet sich ein Gedanke, der für Beauvoirs «Das andere Geschlecht» von grosser Bedeutung ist: die Idee, dass wir durch den Blick der Anderen zu etwas gemacht werden. Der Blick und die Freiheit des Anderen reduzieren den Einzelnen zu einem Objekt und bedrohen so seine Freiheit.

Simone de Beauvoir wird diese Beobachtung, dass wir von unseren Mitmenschen zu etwas gemacht werden, auf das Geschlecht übertragen. Das bedeutet nicht, dass uns der Blick der Anderen erst ein biologisches Geschlecht verleiht, sehr wohl aber, dass er uns in eine Rolle zwingen kann – und also unfrei macht. «Die Hölle, das sind die anderen», wird Sartre griffig formulieren.

Jahre des Existenzialismus

Es beginnen die grossen Sartre-und-Beauvoir-Jahre, die Jahre des Existenzialismus, der schwarzen Rollkragenpullover, der Jazzkneipen, die Jahre im «Café de Flore» und in Saint-Germain-des-Prés. Nur kurz nach «Das Sein und das Nichts» erscheint 1943 Beauvoirs erster Roman, «Sie kam und blieb». Zugleich arbeitet sie an ihrem ersten philosophischen Essay, «Pyrrhus und Cinéas».

Er umkreist Fragen, die Beauvoir seit ihrer Jugend beschäftigen: Was heisst Freiheit, was heisst es, sich zu entscheiden? Letztlich scheint jede Initiative sinnlos zu sein. Ob man nun – wie Pyrrhus – ein Land nach dem anderen erobern möchte oder einfach zu Hause bleibt, es läuft auf dasselbe hinaus. Nichts ist für ewig. Am Ende steht immer nur der eigene Tod. «Warum überhaupt beginnen, wenn man doch wieder innehalten muss?»

Beauvoirs Antwort: Wir können gar nicht anders als uns entscheiden. «Der Mensch ist nur,

indem er sich selbst wählt; wenn er es ablehnt, sich zu wählen, vernichtet er sich.» Das aber darf nicht sein. Wir sind verurteilt, frei zu sein. Ausreden gelten nicht. Jeder Verweis auf äussere Umstände, auf Partner, auf Werte, Traditionen oder Gewohnheit: alles nur Ausflüchte. Jeder entscheidet für sich allein und in eigener Sache, als endliches Wesen in einer endlichen Welt. Auch dass die Ergebnisse unseres Handelns nicht für die Ewigkeit sind, ändert daran nichts. Es spielt keine Rolle für unser eigenes Leben. Frei sein bedeutet auch, dass das eigene Handeln keinen höheren, quasireligiösen Sinn hat. Es gilt nur für mich, in dieser Situation.

Im Laufe der sechziger Jahre gibt Simone de Beauvoir ihre radikale Philosophie der Freiheit zugunsten kommunistischer Positionen auf. Sie folgt darin ihrem Lebenspartner Sartre, der aber – dies muss man zu ihrer Ehrenrettung sagen – sehr viel dogmatischer agiert. Doch auch Beauvoir ist nicht frei von Fehlern. Ihr Umgang mit minderjährigen Schülerinnen – etwa Bianca Lamblin – und deren Instrumentalisierung zu sexuellen Zwecken sind für eine Denkerin der Autonomie, die sich immer dagegen gewehrt hat, Objekt zu werden, mehr als fragwürdig. Gerade nach ihren eigenen Massstäben ist die Instrumentalisierung von Menschen, die sich nicht dagegen wehren können, nicht hinnehmbar.

Diese Verfehlungen schmälern jedoch nicht ihre Bedeutung. Und gerade in einer Zeit, in der Freiheit zunehmend als Nebensache empfunden wird und man bereit ist, sie angeblich höheren Werten, dem Klima oder der allgemeinen Gesundheit zu opfern, ist diese radikale Kämpferin für die Freiheit, ist Simone de Beauvoir aktueller denn je.



DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

weltwoche.ch



LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Wohin nur,
wohin geht es
mit der deutschen
Sprache?»
Sylvie-Sophie Schindler,
Seite 60



Zwei Gesichter der Schöpfung.

Richard Diebenkorn, Ocean from a Window, 1959, oil on canvas – Das Äquivalent des Himmels, dieser famosen und fragilen Hülle, die uns vom ewigen Dunkel und von der Kälte des Universums trennt, ist das Meer. Man kann in den Himmel schauen oder über die See, man sieht das Blau, das Grau, man sieht Wolken, Schaumkronen, man spürt Ewigkeit, Verletzlichkeit, Trost und gelegentlich Verlorenheit.

Manchmal verschmelzen die beiden ineinander, als ob sie Zwillinge wären oder ein Liebespaar. Weit hinten am Horizont, am Rand des Seins, wird das Meer zum Himmel und der Himmel zum Meer. Es ist bisweilen das grösste

Kino der Welt mit einer wie unendlichen Leinwand, auf der die Farben des Lichts wie zu tanzen scheinen und sich selbst verlieren und wieder finden; mal umschlungen, mal nur durch eine Hand verbunden, schimmern und scheinen sie in ewiger Seelenverwandtschaft.

Man selbst versinkt darin, in der Luft, im Rauschen, im himmlischen Ozean der Farben, in der Schönheit des Lichts, badet für Momente im Schaum und in den Wolken der Schöpfung, man vergisst die Schattenseiten der Elemente, ihre zwei Gesichter; jenes der Lieblichkeit und jenes der Grausamkeit. All die Unzulänglichkeiten eines Daseins lösen sich auf und fallen

hinter dem Horizont ins Vergessen, und vielleicht deshalb hat der Mensch sie bevölkert mit Fabelwesen, mit Elfen und Feen und Meerjungfrauen. Und mit Ungeheuern.

Richard Diebenkorn (1922–1993) verbrachte die meiste Zeit seines Lebens unter dem Himmel und an den Küsten Kaliforniens, stets durchdrungen vom Licht und vom Schatten eines allumfassenden Blaus, das alles durchdringt. Und an den Küsten, an denen all die andern Farben stranden. Diebenkorn liess sein Leben in beiden Elementen, er erstickte, bekam wegen einer Lungenkrankheit keine Luft mehr und endete wie ein Ertrinkender. *Michael Bahnerth*

Liebeserklärung an die deutsche Sprache

Propaganda, Anglizismen, Gendern und andere Obsessionen beschädigen das, was Martin Heidegger «Ort des Seins» nennt. Zeit für eine Wiederentdeckung.

Sylvie-Sophie Schindler

Eine sportliche Funktionsjacke wird beworben. Sie hat, so ist zu lesen, eine dreifache Ausstattung: wasserdicht, winddicht und atmungsaktiv. Würde die Aussenjacke nicht mehr benötigt, könne die Fleece-Innenjacke auch einzeln getragen werden. Ergibt zwei Jacken kombiniert zu einer. Der Hersteller spricht von einem «multifunktionalen Bekleidungssystem». Nur: Muss das sein? Braucht es diesen Begriff? Man könnte entgegenhalten, dass die deutsche Sprache doch geradezu berühmt dafür ist, Wortungetüme zu erschaffen und also daran nichts ungewöhnlich sei.

Neologisch Fragwürdiges wie «multifunktionales Bekleidungssystem» nimmt sich allerdings geradezu harmlos aus im Vergleich zu monströsen Komposita wie Informationsverarbeitungsgeschwindigkeit, Lohnsteuerermässigungsantragsformular und Eisenbahninfrastrukturbenutzungsverordnung. Es gibt

*Es gibt Wortriesen,
die es sogar ins Guinness-Buch
der Rekorde geschafft haben.*

Wortriesen, die es sogar ins Guinness-Buch der Rekorde geschafft haben. Dort aufgeführt als längstes deutsches Wort ist «Donaudampfschiffahrtselektrizitätenhauptbetriebswerkbauunterbeamtengesellschaft. Zum Vergleich: Das längste französische Wort, das von der Académie française offiziell anerkannt wurde, hat 25 Buchstaben und lautet «anticonstitutionnellement». Auch das Italienische kann mit dem deutschen Hang zu sprachlichen Übertreibungen nicht mithalten, was mit der Grammatik romanischer Sprachen zusammenhängt.

Gut so? Da es unter Menschen schon kompliziert genug ist, sind weitere Verstrickungsangebote tatsächlich eher hinderlich. Man könnte also argumentieren, Sprache solle besser das allzu Aufwendige unterlassen und vielmehr selbst sein wie eine Funktionsjacke, also in der Hauptsache praktisch und so anzuwenden, dass man dabei möglichst nicht nachdenken muss. Das allerdings erteilt auch der Poesie und der Li-

teratur eine Absage. Anders gesagt: Applikationen sind ebenso unerwünscht wie ausgefallene Schnitte. Schönheit und Ästhetik werden ohnehin subtrahiert, ganz so, wie es der technikaffine Zeitgeist will. Jemanden wie den Schriftsteller Peter Handke mag man unter all denen, die Sprache handhaben wie Funktionskleidung, für einen trefflich Verirrten halten, wenn er befindet, die Wörter seien «die Sonne der Welt». Ihm an die Seite ist Walter Benjamin zu stellen, der eintrat gegen eine Sprache, die zu einem blossen Mittel erniedrigt wird, das dem Handelnden dienlich ist.

«Weibes weibliche Schönheit»

Wohin nur, wohin geht es mit der deutschen Sprache? Man mag sich an Nebenkriegsschauplätze wie bürokratisches Kauderwelsch leidvoll gewöhnt haben, das wohl eigens dafür geschaffen wurde, in den temporären Wahnsinn zu treiben, und auch an den wüsten Gebrauch von Anglizismen, die als populäre Waffe im frenetischen Feldzug gegen das deutsche Vokabular eingesetzt werden. Von mindestens Lieblosigkeit will da kaum jemand sprechen, schon gar nicht von subtiler Gewalt, sondern man wähnt sich lieber in hemdsärmeliger Weltoffenheit, so, als wäre man eigentlich in Beverly Hills zu Hause. Statt Anrufe werden Calls getätigt, statt zum Mittagessen geht es zum Lunch, statt

Verabredungen zu treffen, daten sich Paarungswillige. Es gibt keine Geschäfte mehr, sondern Stores; der Ausverkauf heisst Sale. Die dominierende Arbeitssprache in deutschen Start-ups ist mit 30 Prozent ohnehin Englisch, und wenn es nach der FDP geht, so soll Englisch als zusätzliche Verwaltungssprache in deutschen Behörden eingeführt werden.

In Anlehnung an Thilo Sarrazin gefragt: Schafft sich die deutsche Sprache, immerhin von 130 Millionen Menschen weltweit gesprochen, bald ab? Gewiss, das hebt zu einem apokalyptischen Tenor an, der mitnichten intendiert ist, zumal der Bedarf an Endzeitstimmung bei vielen gedeckt sein dürfte. Trotzdem, da das unablässige Massakrieren an der deutschen Sprache weitergeht, lässt sich ein gewisser Alarmismus nicht vermeiden. Während Wörter wie Labsal und Saumseligkeit, die man als Preziosen bezeichnen darf, sang- und klanglos verschwunden sind, werden andere dem moralisch-korrekten Furor geopfert. Bezeichnungen wie Indianer und Eskimo unterliegen dem Diskriminierungsverdacht; es folgen Turbo-Bestattungen.

Zugleich, ebenfalls im Zuge von Sexismus- und Rassismus-Debatten, werden wahre Ausgeburten der Hölle geschaffen. Ein Friedrich von Schiller, der einst vom Weib schwärmte, das «durch Anmut allein herrschet» und des «Weibes weibliche Schönheit» als «wahre Königin» würdigte, hätte sich gewiss nicht träumen lassen, dass er als «Cis-Mann» sich im Grunde zur Frau überhaupt nicht mehr zu äussern hat, schon gar nicht hymnisch, und dass diese ohnehin, nur mehr auf ihre Körperfunktionen reduziert, ihre genderneutrale Wiederauferstehung als menstruierende und gebärende Person hat. Wen es da nicht gruselt, der findet freilich nichts dabei, sich auch sonst genderideologisch zu veräussern. Dass die Sprache daran erheblichen Schaden nimmt, spielt schlichtweg keine Rolle im Zuge geschlechtergerechter Obsessionen.

Der Schriftsteller Uwe Tellkamp erkannte sehr richtig, Gendern sei «eine Vergewaltigung von Sprache». Man müsse, wie er im Oktober 2022 bei einer Lesung in Neubrandenburg erklärte, die Sprache als «tausendstimmige Orgel»





Gleichgewicht der Wahrheit.

verstehen. Würde man zwei Register der Orgel wegnehmen, weil diese «irgendwie kolonial belastet» seien, dann klinge die Orgel nicht mehr. So sei es, wenn gegendert werde. Auch Dieter Hallervorden ist, wie er in mehreren Interviews deutlich machte, ein Gender-Gegner – so wie übrigens der überwiegende Teil der Bevölkerung. Sprache sei, so der Komiker, nun mal «nicht von oben herab zu diktieren», das habe es «einmal von den Nazis und einmal von den Kommunisten» gegeben, und es habe nur temporär und unter grossem Druck funktioniert.

Was sie nährt, was sie blühen lässt

Wollen wir etwa wieder dahin schlittern? Und wo stehen wir jetzt? Man kommt nicht umhin, festzustellen: Die deutsche Sprache ist in einem besorgniserregenden Zustand. Eingeengt. Festgezurrt. Tonnenschwer beladen. Dazu kommt der inflationäre Gebrauch bestimmter Wörter, was charakteristisch ist für Propaganda. Der stete Missbrauch des Vokabulars, sei es im Namen von Pandemie, Klima oder Ukraine.

Eine der Folgen beschreibt die deutsche Schriftstellerin Marica Bodrožić in ihrem Band «Poetische Vernunft im Zeitalter gusseiserner Begriffe»: so: «Die gusseisernen Begriffe unserer Zeit, die sich so sehr auf der Seite des Guten wähnen, aber gar nicht mehr empfunden werden, zerstören das Gleichgewicht der Wahrheit und schicken Frequenzen der Störung aus, die sich

etwa dann zeigen, wenn beispielsweise immerfort von Gleichberechtigung oder Solidarität gesprochen wird, ohne dass diese je eingelöst würden.» Das entleerte Wort werde mit jeder Wiederholung nur noch leerer ins Gedächtnis eingepflanzt, bis es gänzlich in die Lüge kippe. Man ertaube mit der Zeit an der entleerten Wiederholung und «sieht nicht mehr nach echter Sprache suchend in sich selbst hinein».

In seiner «Ars Poetica» setzt der römische Dichter Horaz die Sprache mit einem Wald gleich, der sein Laub wechselt: «Was Sterbliche vollbringen, ist dem Untergang geweiht; wie sollten Lautgebilde sich ewig in Geltung und in Gunst behaupten?» Es ist also erst mal ganz natürlich, dass Sprache sich wandelt; wie alles Lebendige unterliegt sie dem Prinzip der Ver-

In seiner «Ars Poetica» setzt Horaz die Sprache mit einem Wald gleich, der sein Laub wechselt.

änderung. Aber wie alles Lebendige braucht sie auch Zuwendung, die sie nährt und blühen lässt. Sonst verwahrlost sie – und stirbt eines Tages. Man müsste also, auch wenn es pathetisch klingen mag, der Sprache, sollte uns etwas an ihr liegen, unbedingt mehr Liebe angedeihen lassen.

Allein die Forderung erscheint absurd, denn müsste es nicht eigentlich eine Selbstverständ-

lichkeit sein, da wir täglich, der Schreibende meist mehr oder zumindest anders als der Sprechende, mit ihr umgehen? Ist nicht der, der lieblos gegen die Sprache ist, lieblos gegen sich selbst? Gemäss Martin Heidegger, dem deutschen Philosophen, ist die Sprache «Aufenthalt für das Wesen des Menschen». Sie ist der «Ort des Seins», mit Hilfe deren die «Wahrheit des Seins» gefunden werden könne. Auch hier lässt sich wieder Walter Benjamin dazustellen, der überzeugt war, «dass jede Wahrheit ihr Haus, ihren angestammten Palast, in der Sprache hat». Der Ursprung der menschlichen Sprache sei göttlich – siehe Johannesevangelium «Am Anfang war das Wort». Und es vollende sich die göttliche Schöpfung, indem die Dinge ihren Namen vom Menschen erhalten, durch die sich der «geistige Gehalt» der Gegenstände offenbare.

Was geschieht, wenn wir uns auf diese ins Metaphysische ragende Ebene einlassen? Und was wird einer Sprache zuteil, die geliebt wird? In Platons «Symposion» heisst es, die wahre Liebe wolle, dass der Geliebte werde. Der Liebende wolle den Geliebten weder beherrschen noch besitzen; er verfolge nicht sein eigenes Interesse, sondern das des Geliebten. Auf dass dieser zu seinem Wesen finde. Auf die Sprache übersetzt, muss also gefragt werden, was will die Sprache von uns? Was genau können wir ihr geben, damit sie werde? Allein dieser Blickwechsel vermag in Gang zu setzen, was längst überfällig ist.

So viel studiert, so wenig verstanden

Wolfgang Kubin

Konfuzius: Gespräche. Neu übersetzt und erläutert von Hans van Ess. C.H. Beck. München. 816 S., Fr. 67.90

Wer braucht einen solchen Wälzer von gut 800 Seiten, wo doch Meister Hegel beschieden hat, sein früher Kollege aus China wäre besser nicht übersetzt worden? Wo doch die akademische Philosophie als analytische kein Interesse an den grossen Fragen nach Tod und Leben mehr hat? Wo doch die Sklaverei der *refereed journals* jegliche Bücher verbietet und ihre Diener zu Artikeln verdammt, die nach jeweiligem Kenntnisstand der auswärtigen *readers* in zwei oder drei Tagen wie Fabrikware produziert werden können?

Hans van Ess dagegen muss von seinem sechsten bis zu seinem sechzigsten Lebensjahr allein die Gespräche (*Lunyu*) des Konfuzius Tag und Nacht gelesen, studiert und zu guter Letzt verinnerlicht haben, und das selbst während seines Rektorats an der Universität München sowie während seiner vielen Präsident-

*Das Werk liegt wie eine Bibel
machtvoll auf dem Tisch und lädt
zum Konfuzius-Dienst ein.*

schaften an allen möglichen Institutionen, ein Gigant von der Schulbank bis zum Lehrstuhl für Sinologie. Wir preisen ihn für ein solches Durchhaltevermögen. So lässt sich dank seines Humors einiges in der kurzatmigen deutschen Wissenschaftsindustrie aushalten!

Schmunzelecke für Gross-Sinologen

Mit solch einer Attitüde ist der Autor ein radikaler Denker. Sein später Lehrer der Sinologie war auch mein früherer Lehrer: Hans Stumpfheldt erklärte uns Wichten an der Universität Münster, Konfuzius habe nichts zu bieten. Potz Blitz. Kaum lernte ich mit bald dreissig während der Kulturrevolution (1966–1976) modernes Chinesisch in Peking, hörte ich die Kinder auf den Strassen singen: «Konfuzius ist ein faules Ei.» Der zweite Schock meines Lebens. Nun will uns Genius van Ess aus all dem Dilemma befreien. Er verlangt der Leserschaft einiges ab, aber wir würden die beiden Herren sonst auch nicht lieben, weder den chinesischen noch den deutschen Meister.

Das Jahrhundertwerk bedarf, so befürchte ich, einer Lektüre von hundert Jahren. Ich habe Satz für Satz nur Bauklötze gestaunt. Wie kann sich ein Verfasser so viele Namen merken, nicht nur die der 72 Schüler, sondern auch noch die



Innenblick: Konfuzius (551–479 v. Chr.).

all der anderen, die einmal im Laufe der Geschichte des Konfuzius relevant gewesen sein sollen? Mich hätte nicht gewundert, wenn Präsident van Ess ebenfalls noch die Kosenamen der Einhörner, Rinder und Fasane aufgezählt hätte, welche unseren Chinesen zu tiefen Reflexionen bewogen haben.

Wir brauchen also eine überlegene Schmunzelecke für unseren letzten Gross-Sinologen, der durch die chinesische Geschichte wandert, als wäre er Gott und König? Mir schwindelte bei der Lektüre. So viel habe ich in den letzten fünfzig Jahren zu Konfuzius studiert und anscheinend nicht verstanden: die üppig entfaltete Familiengeschichte, die verzweigte Politik nicht nur des Hauses Lu, den Gesamtkontext der zwanzig Kapitel als Ein-

heitswerk allen Denkens, was mit uns vor und nach unserer Geburt geschieht. Kein einziges chinesisches Zeichen sei Zufall, ein jedes habe seinen angemessenen Platz, wo auch immer gefunden. Die Gespräche stellen also ein philosophisches Gesamtkunstwerk dar? Vergleichbar mit den platonischen Dialogen?

Hier setzen meine Zweifel an. Die Kompilatoren müssen über Hunderte von Jahren ein Wunderwerk verfasst haben, welches nach gut zwanzig Dezennien erst ein deutscher Philologe und Historiker in seiner Tiefe einzusehen in der Lage gewesen ist. Natürlich baut dieser auf einer Fülle von Vordenkern auf, so dass uns der Kopf noch mehr schwirrt. Wer will all diese Erkenntnisse verarbeiten, solange nicht zur KI verdammt?

Der Blick unseres deutschen Schülers des Konfuzius ist wie in der Sinologie von Anfang an üblich ein Innenblick. Es gibt keinen Aussenblick. Ein solcher hätte dem Mammutwerk ein weiteres Jahrhundert Rezeption gesichert. Ich möchte das bekannteste Beispiel anführen. Wir lesen zu Beginn (I, 1):

Der Meister sprach: «Lernen und den Stoff zur richtigen Zeit einüben, ist das nicht wahrhaft ein Vergnügen? Schulgefährten, die aus fernen Gegenden kommen, sind die nicht wahrhaft ein Grund zur Freude? Nicht aufbrausen, wenn einer etwas nicht versteht, ist so einer nicht ein wahrhafter Edler?»

Prachtvoll aufgemacht

Unser Übersetzer, der leider keinerlei Übersetzungstheorie bemüht, wiewohl seit vierzig Jahren dank Mainz (Germersheim) und Bonn in der Sinologie beheimatet, verlässt sich auf chinesische Deutungen und ist damit nach meinem Verständnis verlassen: Das Zeichen für «lernen» (*xue*) bedeutet zunächst «nachahmen», die Ahnen imitieren, den Kosmos, die Überlieferungen, und in diesem Sinne «studieren». Wichtiger aber ist, dass der Erfinder der komparativen Philosophie, Otto Friedrich Bollnow (1903–1991), dem hier angesprochenen «Üben» in Buchform 1978 ein Denkmal gesetzt hat, welches fortan in der deutschen Philosophie bis hin zu Peter Sloterdijk angemahnt wird: Um Mensch zu werden, haben wir seit dem Mittelalter «Exerzitien» zu betreiben.

Am meisten Widerspruch muss jedoch die Übertragung des letzten Satzes erregen: Es geht hier ganz und gar nicht um «Zorn» und «Verstehen». Das Zeichen für vermeintlich «Mensch» (*ren*) steht für «Aristokrat». Das Opus magnum unseres mutigen Kämpfers für einen «wahren» Konfuzius beschwört doch immer wieder erschütternd eine «gottverlassene» Gestalt, die auf langer Wanderschaft nach einem Fürsten sucht, um die rechte Art des Regierens zu vermitteln, diesen aber sein Leben lang nicht findet. Die fragliche Aussage hätte besser gelautet: «Wenn jemand wie mich die Herrscher [*ren*] nicht kennen [und in Dienst nehmen], vermag ich, ohne zu verargen, dann nicht trotzdem ein Edler zu bleiben.»

Das Werk ist trotz seiner Fülle und handlichen Schwere prachtvoll aufgemacht: Es liegt wie eine Bibel machtvoll auf dem Tisch und lädt zum Konfuzius-Dienst ein. Original, Übersetzung, Kommentar sind so farblich wie augenfreundlich voneinander abgesetzt. Die blätternden Finger atmen gleichsam mit jeder Seite wohligh das gute Papier. Ein Werk für ein Jahrhundert eben. In einem Zeitalter, da die akademische Wissenschaft meint, immer mehr ohne Buch auskommen zu können, und sich der Beute wie der Ausbeute von drei Artikeln pro Jahr hingibt, hat man der schier unmenschlichen Kraft von Verfasser und Verlag Dank abzustatten. Respekt!

Hinreissende Umwege

Andreas Honegger

Vincent Klink: Ein Bauch spaziert durch Venedig. Rowohlt. 320 S., Fr. 39.90

Der Plan war ursprünglich, das Buch mit nach Venedig zu nehmen und seine Brauchbarkeit als Stadt- und Restaurantführer gewissermassen im Crashtest zu prüfen. Da dies in diesem Jahr aber leider noch nicht geschah, blieb es bei der Lektüre. Aber auch das Buch macht keinerlei Anstalten, auf direktem Weg nach Venedig zu kommen: Der Autor verweigert den direkten Anflug. Er tastet sich durch eine Fahrt über die Alpen und gewaltige Bögen im Veneto, langsam vom Festland kommend, an die Sere-nissima heran.

Das ist ganz nach unserem Geschmack, und wir hätten das Zitat von John Ruskin, das Klink in seinem abschliessenden Dank nachliefert, eigentlich nicht gebraucht, aber es ist so passend, dass es hier zitiert sein soll: «Eine Fahrt mit der Eisenbahn kann ich beim besten Willen nicht als Reise bezeichnen. Man wird ja lediglich von einem Ort zum anderen befördert und unterscheidet sich damit nur sehr wenig von einem Paket.»

Und so folgen wir denn dem Autor, der in Begleitung seiner Tochter sein Auto auf den Spuren von Montaigne und Goethe über den Fernpass und den Brenner kutschert, nach Brixen, wo er traditionsgemäss im Hotel «Elephant» absteigt, und weiter nach Südtirol. Er zieht eine weite Schlaufe über die dramatische Landschaft der Pässe der Dolomiten ins

Veneto, und er zündet auf dieser Strecke ein Feuerwerk von Informationen, Anekdoten, geschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Betrachtungen.

Das macht so viel Spass, dass man schliesslich froh ist, dass Venedig noch weit weg liegt und erst einmal der Prosecco in Valdobbiadene, der Radicchio von Treviso – selbstverständlich mit Rezepten, wie es sich für einen Koch gehört – und der Palladio von Vicenza ausgiebig gewürdigt werden. In Asolo steigt Klink gewissermassen als Vorwegnahme schon einmal im Hotel «Cipriani» ab. Er isst dort Carpaccio, Bigoli di Bassano mit Entenragout und eine Costoletta alla milanese.

Autor mit Michelin-Stern

Wenn es dann aber nach einem ausführlichen Kurs zur Zubereitung eines gelungenen Risottos über Padua und Meran wieder steil nach Norden geht und Klink über Mals am Reschenpass sich dann der Ofenpass-Strecke zuwendet und in St. Johann in Müstair landet, fühlt man sich schon etwas um die Perle der Adria betrogen. In der Schweiz angekommen, kann Klink es sich nicht verkneifen, uns ein «Züricher Geschnetzelt» vorzusetzen, bevor

In der Schweiz kann er es sich nicht verkneifen, uns ein «Züricher Geschnetzelt» vorzusetzen.

er über den Flüela und Davos ins Allgäu weiterreist. Dort verlässt er bei der Ausfahrt Wangen-Nord erst mal die Autobahn und versackt bei Uwe Zöller im «Landgasthaus Adler», wo er über Freunde sinniert, denen Kultur und Essen im Veneto so gut gefiel, dass sie gar nicht erst bis Venedig vorgedrungen sind.

Nun, das Buch hat einen zweiten Teil, zu dem der Autor offenbar erst einmal in der Heimat einen neuen Anlauf nehmen musste. Als Habitué kennt er die Lagunenstadt ohnehin wie seinen Hosensack und kann deshalb in jeder Hinsicht aus dem Vollen schöpfen. Das Buch bestätigt die Charakterisierung im Klappentext: «Im unangestregten Plauderton des Flaneurs lädt er seine Leser ein, ihm durch diese sinnenfreudige Stadt zu folgen – natürlich immer dem Bauch nach.» Es ist wahrlich kein schlechtes Leben, in «Harry's Bar» einen Bellini zu trinken, ein Carpaccio zu bestellen und über das Leben Casanovas zu sinnieren. Wir wollen nicht zu viel spoilern, da die Idee, das Buch mit der venezianischen Realität zu vergleichen, wohl für viele immer noch bestechend ist.

Klink betreibt in Stuttgart das mit einem Michelin-Stern ausgezeichnete Restaurant «Wielandshöhe», und er hat auch schon in zwei Publikationen rapportiert, wie sein Bauch durch Paris und durch Wien spaziert.

 **BB Wertmetall®**
Gut zu haben.



Auf allen Kanälen für Sie da:
☎ contact@bb-wertmetall.ch
☎ 0041 62 892 48 48
🌐 silber-deposito.ch

Mitternacht in Paris

Mark van Huissingling

Mark Braude: Kiki Man Ray. Kunst, Liebe und Rivalität im Paris der 20er Jahre. Insel. 365 S., Fr. 37.90

Wenn es ums Künstlerleben im Paris der 1920er und 30er Jahre geht, trüben sich die Sinne nord-amerikanischer Kritiker. Für sein Drehbuch zu «Midnight in Paris» etwa erhielt Woody Allen 2012 den Oscar. Die Geschichte des Regisseurs, der damals noch Ausstrahlung hatte, verbreitete einen bestimmten Zauber, kein Zweifel. Doch darüber, ob sie die höchste Auszeichnung der Filmbranche verdiente oder ob der Preis auch mit der Sehnsucht zusammenhängt, die Academy-Mitglieder für die schöne Stadt zu dieser interessanten Zeit empfanden, darf gestritten werden.

Entsprechend sind Berufsleser auch voll des Lobes für das neue Buch «Kiki Man Ray» von Mark Braude, einem kanadischen Autor und Geschichtspräsident an amerikanischen Universitäten – die *New York Times* oder der *New Yorker* reihen das Werk unter den besten Büchern des Jahres 2022 ein (es ist vor wenigen Wochen auf Deutsch erschienen). Was, in meinen Augen, übertrieben ist. Die unterliegende Handlung ist zwar gut, sehr gut. Es ist die Geschichte von Alice Prin, einem 1901 im Burgund geborenen Mädchen mit schwe-

rer Kindheit, das früh nach Paris zieht und dort zu Kiki de Montparnasse, einer Lokalheldin, einem Star des Künstlerviertels sogar, wird – als Sängerin in angesagten Nachtclubs und Modell grosser Maler (darunter Modigliani) sowie Fotografen (Man Ray), die im Quartier leben.

Doch im Grunde, so die These des Professors und Autors, hatte Kiki selbst so viel Talent wie die wichtigen Männer, die sie beschäftigten oder benutzten, mindestens so viel. Und war deshalb von ihnen gedemütigt und aufgehalten worden bei ihrem Aufstieg zur eigenständigen Künstlerin von Rang, wie sie es verdient hätte.

So weit, so woke. Doch wir haben es nicht mit einer absoluten Wissenschaft zu tun. Über Qualitäten von Künstlerinnen und Künstlern kann man geteilter Meinung sein. Vom *body of work* von Alice Prin respektive Kiki de Mont-

Vom «body of work» von Alice Prin respektive Kiki de Montparnasse ist wenig übriggeblieben.

parnasse allerdings ist wenig übriggeblieben. Ganz im Gegensatz zu Reproduktionen ihres fleischlichen *body*, dieser ist auf zahlreichen Bildern und Fotografien verewigt. Braude, der Professor-Autor, so sieht's aus, hat sich in diesen verliebt.

Es gibt wenig Anlass, daran zu zweifeln, dass die Kunstwelt des vergangenen Jahrhunderts ein ziemlich sexistischer und chauvinistischer Betrieb war (sie ist es teilweise heute noch). Man

kann zum Beispiel auch über die Anfänge von Niki de Saint Phalle lesen, um diesen Eindruck bestätigt zu bekommen – und die spätere Frau von Jean Tinguely stieg Jahrzehnte nach Kiki ins Pariser Becken der männlichen Haifisch-Künstler.

Fast zu gut recherchiert

Andererseits war Kiki de Montparnasses Lebensentwurf kaum ein Empfehlungsschreiben für eine zukünftige Laufbahn als angesehene Künstlerin – sie verbrachte ihre Tage und Nächte mehrheitlich in den *grands cafés* auf den Boulevards des sechsten Arrondissements. Und schlief bei sowie mit Männern, die sie malten, fotografierten oder ihr immerhin Alkohol und Kokain offerierten. Sie sei der Reality-Star der Surrealisten gewesen, ist die vielleicht schärfste Beobachtung ihres Biografen.

Mit über 300 Seiten ist das Buch respektive die Geschichte des kurzen Lebens der Kiki – sie starb arm und an den Folgen ihrer Alkohol- und Drogensucht, mit 51 – recht lang. Davon abgesehen ist es gut recherchiert, fast zu gut – der Autor übererfüllt seine Pflicht, etwa wenn er Bilder, von denen man einige im Bildteil sehen kann, seitenlang beschreibt. «Show, don't tell» (Zeige, erzähle nicht), das oberste Gesetz des Unterhaltungsgeschäfts, scheint ihm fremd.

Einsichtsreich, neben aus der Zeit gefallenen Glanzlichtern wie «Frauen ohne Hut haben keinen Zugang zu diesem Etablissement, da es sich bei ihnen um Flittchen handeln muss», ist die Beschreibung der Künstler-Clique, zu der Kiki de Montparnasse so sehr gehören wollte – den *artistes*, die meisten waren Anfang zwanzig und entweder Erben oder Mittellose, stritten sich über alles und nichts. Und verwendeten dafür möglicherweise mehr Zeit und Leidenschaft als für ihre Werke. Ferner war allabendlich die vielleicht wichtigste Frage zu beantworten: Wohin gehen wir heute essen?

Von Man Ray, dem amerikanischen Fotografen, der eigentlich Emmanuel Radnitzky hiess und Maler sein wollte, erfährt man eher wenig Neues und noch weniger Gutes. Der im Geist sowie Wuchs als klein Beschriebene war für ein paar Jahre der Freund von Mademoiselle de Montparnasse und, so Mark Braudes Vorwurf, der Hauptverhinderer ihrer Künstlerkarriere. Wenigstens wurde aus seinem Porträt «Noire et Blanche» von 1926, das Kikis weisses Gesicht neben einer schwarzen Maske zeigt, eines der teuersten Schwarzweissfotos der Geschichte: 2017 fiel der Versteigerungshammer beim Preis von 2,8 Millionen Euro zum dritten Mal.



Reality-Star der Surrealisten: Kiki de Montparnasse.

Sexualpraktiken in allen Varianten

Rolf Hürzeler

John Irving: Der letzte Sessellift. Aus dem Amerikanischen von Anna-Nina Kroll und Peter Torberg. Diogenes. 1088 S., Fr. 46.90

Die lesbische Mutter wirft sich nachts auf ihren Sohn im Bett und küsst ihn so leidenschaftlich, dass ihm Hören und Sehen vergeht. Mit dieser Liebesszene eröffnet der amerikanische Schriftsteller John Irving den Reigen sexueller Fantasien, die seinen neuen Roman «Der letzte Sessellift» durchziehen.

Ganz in der Art seiner früheren Werke legt Irving wiederum einen Bildungsroman vor. Der achtzigjährige Amerikaner hat mit seinem frühen Werk «Garp und wie er die Welt sah» einst den Durchbruch geschafft. Seither hat er immer Bestseller geschrieben wie etwa das Drama in der Tattoo-Szene «Bis ich dich finde», das teilweise im Schweizer Psychiatriemilieu spielt.

Sesselliftfahren mit zwei Leichen

Im Mittelpunkt der neuen Geschichte steht der Ich-Erzähler Adam Brewster, ein feinfühler Junge, der in ungewöhnlichen Familienverhältnissen aufwächst. Seine lesbische Mutter ist eine kleinwüchsige Skilehrerin, die sich hartnäckig weigert, ihm seinen Vater preiszugeben. Die Romantikerin lebt mit einer lebensstüchtigen Partnerin zusammen und ist mit einem schwulen Ringer verheiratet, der sich zur Frau umbauen lässt. Die Skilehrerin-Mutter wiederum ist die Tochter eines dementen Schuldirektors, der am liebsten auf allen vieren in seinen Windeln durch die Welt kriecht. Weitere Familienglieder der skurrilen Sorte sind eine lesbische Cousine Adams und deren stumme Freundin, die aber bei jedem Orgasmus aus voller Kehle schreit. Summa summarum sind das ziemlich ungewöhnliche Verhältnisse selbst in einem Zeitalter, in dem die sexuelle Identität eine Frage der freien Wahl sein soll.

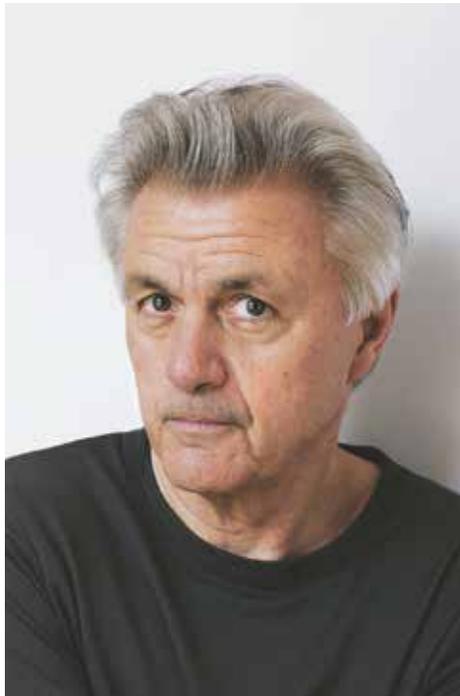
Wiederkehrende Geistererscheinungen verkomplizieren die Geschehnisse zusätzlich. So findet der Windelgrossvater nach seinem

Die Zeitspanne reicht vom Zweiten Weltkrieg über die Aids-Krise bis in die Trump-Ära.

Ableben keine Ruhe und erschreckt die Diesseitigen mit kindischer Boshaftigkeit. Diese metaphysischen Begebenheiten irritieren die Hauptfigur Adam dermassen, dass er sogar Geister sieht, wo gar keine sind, etwa wenn er eine unvertraute Spaziergängerin anhaut:

«Ich hatte mich vertan, sie war die Falsche, eine echte Frau mit einem echten Baby.»

Komische Szenen wie diese könnten einem Filmdrehbuch entnommen sein. Tatsächlich liefert Irving auf halber Strecke eine gewaltträchtige Drehbuchparodie, die sein Buch als das illustriert, was es in den Augen des Autors sein soll – ein Gesamtkunstwerk mit zahlreichen Anspielungen etwa auf den Film noir oder Herman Melvilles «Moby Dick». Bei dessen Buchtitel liegt zumindest für angelsächsische Leser der Kalauer nahe, «Dick» in der umgangssprachlichen Bedeutung von Penis zu verstehen. Typisch Irving, der in diesem Buch, mehr noch als



Gewaltträchtige Drehbuchparodie:
Starautor Irving.

früher, Sexualpraktiken in allen denkbaren Varianten durchspielt: Männer mit Frauen, diese wiederum mit Frauen oder mit Männern, die ihresgleichen zuneigen. «Sleeping Arrangements» heisst das Bettenspiel bei Irving, das er laufend neu erfindet. Ebenso bunt sind die Todesgeschichten, etwa wenn der Protagonist Brewster mit zwei Leichen Sessellift fährt.

Der Schriftsteller erzählt mit diesem Roman keine kohärente Geschichte. Er fügt vielmehr schier unzählige Episoden streckenweise uneinsichtig zusammen, die er mit dem ihm eigenen Talent als begnadeter Erzähler zum Besten gibt – bedauerlicherweise mit ermüdenden Wiederholungen. Die Zeitspanne reicht immerhin vom Zweiten Weltkrieg über die Aids-Krise bis in die Trump-Ära. Irving wird mit diesem Roman kaum als neuer Charles Dickens in die Literaturgeschichte eingehen, dem seine Bewunderung gilt. Aber eingefleischte Enthusiasten seiner Romane kommen auf ihre Rechnung.

Die Sprache

Mötzeln und trötzeln

Parlamentarierinnen und Parlamentarier benehmen sich manchmal wie Kinder.

Kinder trötzeln gern. National- und Ständeräte haben in einer Sondersession die Notfallkredite zur Credit-Suisse-Rettung abgelehnt. Der Bundesrat hatte sie aber schon per Notrecht bewilligt. Es blieb nur das Trötzeln. In der Regel schmürzelt man ja eher im Finanzdepartement. Die meisten dieser Bildungen wie «mötzeln», «täubeln» oder «wäffeln» sind mundartlich, «trötzeln» hingegen steht im «Variantenwörterbuch des Deutschen», «zwängeln» ebenfalls und zusätzlich im Duden-Bändchen «Schweizerhochdeutsch».

Die da oben in Bern *blöterlen* doch nur, hört man ab und an. Dabei wollen Berge von Papier gebüschelt («büscheln» steht als «süddeutsch und schweizerisch» im Duden) und gelesen werden. Aber es bleibt noch genug Zeit zum Ellbögen, Föppeln und Zeuseln (auch diese drei Verben sind im Duden zu finden). Es soll auch vorkommen, dass man selbst mit dem politischen Gegner beim *Zmörgelen*, *Käfelern*, *Aperölen*, aber hoffentlich nicht beim *Drögelen* etwas länger *höckeln* bleibt. Bundesrätinnen sind ohne Bodyguard beim *Lädelen* anzutreffen. Nach den Ratsdebatten geht man vielleicht noch ein bisschen *bällelen*, *velölen*, *gümmelen* (Rennvelo fahren) oder *töggelelen* (als «mundartnah» im Schweizerhochdeutsch-Duden aufgeführt). Töggelelen lässt sich auf einer Computertastatur oder an einem Töggelelikasten.

Im Sommer werden einige an der Aare beim *Sünnelen*, *Bädelen*, *Bööteln* oder *Bräteln* anzutreffen sein. Andere verbringen die Freizeit vielleicht mit *Rösselen* oder *Hündelen*. «Hündelen» kann bedeuten, sich mit Hunden zu beschäftigen, nach Hund zu riechen oder zum Beispiel wie ein Hund zu schwimmen. Basler Nationalrätinnen oder Ständeräte lassen es sich kaum nehmen, zu *fasnächtelelen*, wenn nicht gar zu *gässelen*. Auch im Parlament, wie sollte es anders sein, menschtel's. Der eine oder die andere soll schon beim *Schätzelen* beobachtet worden sein. Bekommt die Klatschpresse Wind davon, wird sie möglicherweise ein bisschen *theäterlen*.

Das Parlament trötzelt. Wie nett das doch tönt. Dort wird aber auch gedreckelt. Und schon sind wir wieder bei den Kleinen auf dem Spielplatz, «bim Dräckeke».

Max Wey

Amerikas König der Nacht

Greg Gutfeld ist ein Meister der Aufmerksamkeitserzeugung und ein Empathie-Schreck. Mit seiner Late-Night-Show begeistert er die Massen.

Benjamin Bögli



«Das Schlimmste ist das Moralisieren der Linken und Rechten»: Moderator Gutfeld.

Gutfeld!: täglich um 23 Uhr
(ostamerikanische Zeit) auf Fox News

Angeberei gehört zu Greg Gutfeld wie die knallrote Büchsenkirsche auf den Toast Hawaii: Stilistisch ist sie grenzwertig und trotzdem bekömmlich. Im Moment hat der amerikanische Moderator auch allen Grund zum Aufschneiden. Er ist der einzige Late-Night-Talker, der dem Autorenstreik in Hollywood trotzt und täglich sendet. Gutfeld macht das, weil er vieles selber textet und sein Team nicht der amerikanischen Film- und

TV-Gewerkschaft angehört. Genüsslich kostet er seinen Triumph aus: Er sei derjenige, der streike – *to strike* heisst auf Englisch auch «schlagen» –, und zwar seine Angestellten, um sie anzutreiben. Gelächter von allen Seiten. Seine Gäste und das Studiopublikum kennen den Gutfeld-Humor. Der Zuschauer, der zum ersten Mal «Gutfeld!», so heisst die Show offiziell, eingeschaltet hat, schluckt vielleicht leer – und bleibt dennoch meistens auf dem Sender hängen.

Denn das ist der zweite Anlass für Gutfelds Prahlerei: die Einschaltquote. Pro Abend schauen durchschnittlich 2,5 Millionen Ame-

rikaner seinem locker vorgetragenen Sarkasmus und den bösen Kommentaren – meistens gegen die *liberals*, also die Demokraten – zu. Gutfeld schlägt seine Konkurrenz um Längen: Der Late-Night-Adel mit Jimmy Fallon, Stephen Colbert und Jimmy Kimmel, der derzeit wegen des Streiks Wiederholungen zeigen muss, kam letztes Jahr auf täglich fünf Millionen Zuschauer, allerdings kombiniert. Im ur-amerikanischen Fernsehspätprogramm mauerte sich Gutfeld, der sich libertär nennt, auf Fox News zum König der Nacht. Bei den Amerikanern ist er bekannt wie ein bissiger, bunter Hund, hierzulande kennen Gutfeld wohl bloss

eingefleischte Fox-News-Zuschauer. Das hat mit dem Aufstieg des konservativen Senders zum publikumsstärksten Nachrichtensender zu tun und – wie so vieles, was in den letzten Jahren die Massen in den USA kitzelte – mit Donald Trump.

Macht des Radios

Fernsehen hat in Amerika traditionell einen linksliberalen Anstrich; auch weil es grösstenteils in den beiden Küstenstädten New York und Los Angeles produziert wird. Doch selbst die Berichterstattung des News-Kanals CNN mit Sitz im tiefen Süden, in Atlanta, schmiegt sich praktisch zu 100 Prozent an die Demokraten. Das Radiogeschäft hingegen ist etwas diverser. Im Landesinnern, dem amerikanischen *heartland*, wo man im Auto endlos lange Strecken zurücklegt, um von A nach B zu kommen, gehen oder gingen konservative Talk-Radio-Sendungen wie jene des 2021 verstorbenen Rush Limbaugh über den Äther und finden grossen Anklang. Limbaugh horchten pro Woche 15,5 Millionen Leute – mehr als irgendwo sonst. Der TV-Sender Fox News, seit Mitte der neunziger Jahre aktiv, schnappte sich diesen Markt und gab den Stimmen ein Gesicht: Quoten-Garanten wie Laura Ingraham oder Sean Hannity kommen alle vom Radio.

Mit Humoristischem taten sich die Rechten und ihre No-Bullshit-Attitüde – zumindest im Fernsehen – schwer. Greg Gutfeld hatte zwar seit 2007 eine Show, Fox News strahlte

Mit Humoristischem taten sich die Rechten und ihre No-Bullshit-Attitüde – zumindest im Fernsehen – schwer.

sie aber versteckt täglich um drei Uhr morgens aus; sinnigerweise hiess sie «Red Eye», was so viel wie «übernächtigt» bedeutet. 2015, im Jahr als Trump seine Präsidentschaftskandidatur bekanntgab, erhielt der Moderator die «Greg Gutfeld Show» und einen Sendeplatz am Samstagabend. Trump wirbelte nicht nur die politische Landschaft auf, er beflügelte offensichtlich auch die rechte Satire. Spitznamen, die er für seine Gegner parat hatte – und hat – (Low Energy Jeb, Crooked Hillary oder Sleepy Joe), mögen daneben sein, nüchtern betrachtet, sind sie lustig. Gutfeld kultivierte diesen Humor auf Fox News. Seit zwei Jahren sendet er nun hoch erfolgreich täglich *late night* wie seine Konkurrenten aus den Traditionshäusern CBS (Colbert), NBC (Fallon) oder ABC (Kimmel).

Sein politisches Aha-Erlebnis hatte der Kalifornier Gutfeld, 58, Katholik, während seines Englischstudiums an der amerikanischen Spitzenuniversität Berkeley. «Ich bin ein Konservativer geworden, weil ich mit *liberals* zu tun hatte, und ich wurde ein Libertärer, weil ich mit Konservativen zu tun hatte. Man

merkt, dass die beiden Gruppen, die Linke und die Rechte, etwas gemeinsam haben: Das Schlimmste an beiden ist das Moralisieren», sagte er in einem Interview. Sein Praktikum als Journalist machte er beim *American Spectator* unter der Aufsicht von dessen Gründer R. Emmett Tyrrell. 1995 begann Gutfeld bei *Men's Health* zu arbeiten, 1999 wurde er Chefredaktor. 2000 übernahm er die Redaktion der US-Ausgabe des britischen Unterhaltungselektronik-Hefts *Stuff*. Er steigerte die Auflage von 750 000 auf 1,2 Millionen.

Gutfeld ist ein Meister der Aufmerksamkeitserzeugung und ein Empathie-Schreck. Einmal heuerte er eine Gruppe von Zwergen an, um ein Zeitschriften-Symposium zu stören, ein andermal ging er, nachdem eine langjährige Beziehung zerbrochen war, mit einem Leprakranken auf Beizentour und schrieb danach einen Artikel über Dating-Ratschläge aus dessen Sicht, um «Entfremdung, Ablehnung und Isolation» zu erforschen. Gutfeld war einer der ersten Gastautoren der 2005 gegründeten *Huffington Post*, wo er auffiel, weil er in seinen Beiträgen ständig gegen andere Blogger-Kollegen wie Spiritualitätsguru Deepak Chopra oder Unternehmensgründerin Arianna Huffington trat. «Wie ein Betrunkener, der eine Cocktailparty stürmt», beschrieb die *New York Times* Gutfelds Verhalten. Seine Premiere bei Fox News eröffnete er 2007 mit den Worten: «Hey, das ist «Red Eye», eine neue Sendung über Politik, Popkultur und Makramee. Das erste Thema, über das wir sprechen werden – dies ist unsere erste Sendung –, ist Porno.»

Er irritiert noch heute. Landet man ohne Vorkenntnisse bei «Gutfeld!», wirkt alles improvisiert: Ist das jetzt Comedy mit der Brechstange, News-Analyse von Freaks oder einfach nur Satire?, fragt man sich. Die Sendung läuft so ab: Gutfeld hält den klassischen *late-night monologue*, also die ersten paar Minuten, in denen der Moderator Pointen-Salven zum Tagesgeschehen abgibt. Das Studiopublikum tobt manchmal oder reagiert kaum, Gutfeld schneidet Grimassen, lacht über seine eigenen Witze. Die Gags sind zu Wortspielen und politisch Unkorrektem gedrechselt, er prahlt



ein bisschen und stellt schliesslich seine Gäste vor: Fast immer dabei sind die unheimlich zierliche, aber unschlagbar lauthalsige Kolumnistin Kat Timpf und der sympathische Wrestler Tyrus. Oft gesellen sich Leute aus dem Fox-News-Team dazu oder befreundete Komiker. Meist beleidigt er gleich zu Beginn der Show seine Gäste. Dann wirft er Fragen zur Aktualität in die Runde: Es geht um die Woke-Kultur, Joe Biden oder sonstige Aufregerthemen aus

Die Sendung ist sperrig, weniger stromlinienförmig als die Late-Night-Formate der Konkurrenz.

der linksliberalen Agenda, die in «Gutfeld!» mit Spott übergossen werden. Schliesslich darf noch jeder in der Runde einen bemerkenswerten Vorfall aus seiner Heimatstadt erzählen. Gutfeld dirigiert, fällt den anderen ins Wort, stichelt und kündigt jedes neue Thema in Reimform an, als wäre es der grösste Kracher.

Nie langweilig

Die Sendung ist sperrig, weniger stromlinienförmig als die Late-Night-Formate der Konkurrenz, aber mindestens in gleichem Masse fröhlich. «Gutfeld!» bewegt sich zwischen Pfadi-Fernsehen und hochprofessioneller amerikanischer TV-Unterhaltung. Schaut man die Show mehrmals, merkt man, wie und weshalb sie funktioniert. Das Publikum lacht manchmal absichtlich nicht, um seinen geliebten Moderator zu provozieren, weil er dasselbe mit ihm und seinen Gästen tut. Alle kennen sich gut und scheinen froh zu sein, dass es in einer überempfindlichen Welt noch einen Ort gibt, wo man so sprechen kann, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Manchmal gefallen sich die Anwesenden in dieser Rolle so sehr, dass es anbiedernd wirkt.

Originell wiederum ist, wenn Gutfeld beispielsweise einen für manche Ohren unpassenden Spruch über Frauen macht, dann aber gleich auf einen Knopf drückt, der eine Sprechblase aufpoppen lässt mit dem Hinweis: «Das würde ein Sexist sagen!» Gutfeld imitiert so die Empörung der Moralisten, überzeichnet sie aber zur Lächerlichkeit. Gleichzeitig signalisiert er damit, dass er keine unsensible Dumpfbacke ist, sondern ganz genau weiss, was er tut. Die einen ärgern sich grün und blau, alle anderen amüsieren sich köstlich. Der verbal blitzschnelle Gutfeld unterscheidet sich aber auch sonst von der Late-Night-Konkurrenz. Er ist der Einzige mit einer Gesprächsrunde und immer wiederkehrenden Gästen. «Gutfeld!» erzeugt so eine ähnliche Sogwirkung wie eine gute Soap: Man weiss zwar meistens, was ungefähr kommen wird, doch sind die Protagonisten genug charismatisch, damit es auch spät-abends nicht langweilig wird.



„Schon wieder einer aufgebrochen, weil ihm die Serie zu frustrierend ist.“

Fernsehen

Joggende Schildkröten

Stefan Millius

«Athleticus»: Animationsserie.
Auf Arte und in der Arte-Mediathek

Mal erwischt man die zwei bis drei Minuten kurz nach 19 Uhr. Dann beglücken sie Schlaflose oder Frühaufsteher morgens um 4.34 Uhr. Die 3-D-Zeichentrickserie «Athleticus» auf dem deutsch-französischen Kultursender Arte ist eine kleine Perle, auf die man meist nur durch Zufall stößt. Erschaffen hat das absurd-liebevolle Universum der Animationsfilmer Nicolas Deveaux.

In der Serie, die zurzeit in der dritten Staffel ausgestrahlt wird, üben sich Tiere in Parks, auf Spielplätzen oder mitten in der Stadt in athletischen Disziplinen. Da gibt es einen Flamingo auf einem Hochseilrad oder einen Strauss bei der Bodengymnastik zu sehen. Wem das nicht verrückt genug ist: Ein Giraffenbaby beim Strassenfußball, Schildkröten beim Jogging oder eine Robbe in der Halfpipe stehen auch im Angebot.

Pädagogen können in den kleinen, hervorragend animierten Geschichten den Versuch sehen, Kindern die Botschaft zu vermitteln, alles schaffen zu können. Oder dass es gemeinsam bessergeht. Soziologen verstehen die handelnden Tiere vielleicht als Abbild der Gesellschaft oder Karikatur des Leistungswahns im Sport.

Über solche Erklärungsversuche hinaus sind die Kürzestfilmchen aber einfach erheitend und berührend. Man jubelt innerlich mit dem Elefanten mit, wenn er sich beim Tai-Chi der grazilen Flamingos zunächst ausgeschlossen fühlt, sie dann in Sachen Eleganz aber sogar schlägt. Und wer will schon nicht einer Schildkröte und einer Giraffe beim Kung-Fu zusehen, während ein Elefantenbaby versucht, eine Rutschbahn aufwärts zu erklimmen?

Film

Leon, der Nörgler

Wolfram Knorr

Roter Himmel (Deutschland, 2023):
Von Christian Petzold. Mit Thomas Schubert, Paula Beer, Langston Uibel, Matthias Brandt

Schmetterlingsfrohe Sommerlust strahlt Leon nicht gerade aus, dabei sind er und Freund Felix eigentlich auf dem Weg dorthin, in den Urlaub, an die ostdeutsche Küste. Mit nichts ist Leon (Thomas Schubert) zufrieden, an allem nölt er rum, immer mit einer leichten Überheblichkeit. Leon ist Schriftsteller, also ein Künstler, oder glaubt er zumindest. Er hat seinen zweiten Roman im Gepäck, sein Verleger will ihn besuchen kommen. Das macht ihn nervös und grantig; abgeschlossen ist sein Opus noch nicht, und er weiss nicht, ob's was taugt. Die Ungewissheit reagiert er an seinem Umfeld ab: am defekten Wagen, der ihn zum Fussmarsch mit Gepäck durch den Wald nötigt; an der einsetzenden Dämmerung; an Felix, am Ferienhaus; am Zimmer, das er mit ihm teilen muss; an der «Russin», die mit ihrem Lover über ihm lärmt und ihn nicht schlafen lässt; an der Küche mit dem Schmuddel-Tisch; an den Mücken, die ihn plagen, wenn er zum Schlafen rausgeht, und am Buch müsste er auch noch arbeiten, tut's aber nicht. Dieser ganze laue Sommer mit dem Herumgeliege am Strand – alles zum Anöden.

«Roter Himmel», der neue Film des deutschen Arthouse-Stars Christian Petzold, ist von einer ironischen Leichtfüßigkeit, die bisher in seiner hochgelobten Filmografie nicht zu finden war. Von «Jerichow» (2008), einer sehr eigenen, auf aktuelle deutsche Verhältnisse umgestalteten Verfilmung von James M. Cains Klassiker «Wenn der Postmann zweimal klingelt», über «Phoenix» (2014), eine umstrittene Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich, bis zu «Undine» (2020), einem kuriosen Liebesdrama auf der Basis des Undine-Mythos, mag sein Filmschaffen hochanspruchsvoll bis zum arg Präziösen sein, einer eher heiteren Gelassenheit jedenfalls hat es sich nie verdächtig gemacht. Nun hat Petzold den Tornister des Bedeutungsvollen abgelegt und sich leichtfüßig an flirrende Sommerfilme à la Louis Malle «Milou en mai» (1990) oder Eric Rohmers geistreiche Dialog-Komödien wie «Pauline à la plage» (1983) herangepircht. Vielleicht liegt's an Petzolds Eingeständnis, als junger Mann Ähnlichkeit mit seinem Leon gehabt zu haben, auf jeden Fall ist ihm mit «Roter Himmel» ein durch und durch entspanntes und höchst amüsantes Ensemble-Stück um einen jungen Poe-



Ironische Leichtfüßigkeit:

ten gelungen, der die schnöde Wirklichkeit als Ballast für seine höhergesteckten Ziele empfindet. Dabei entgeht ihm natürlich manch Schönes, wie die Liebe in Gestalt von Nadja (Paula Beer), die er abschätzig «Russin» nennt und die als Eisverkäuferin arbeitet.

Erinnerungen an «Triumph der Liebe»

Nur seinem Verleger (Matthias Brandt), der im lustigen Kleinwagen wie ein charmanter Faun eintrifft, gelingt es, beim Vorlesen von Leons Text ihn ohne Federlesens auf die seelische Streckbank zu legen. Da dämmert dem Künstler, dass er sich und den anderen den gemeinsamen Urlaub verkachelt hat. Die Szene gehört zu den mokantesten des Sommernachts-traums. Petzold schaut mit stoischer Gelassenheit seinen Figuren auf die Finger und ins Herz.

Ein amouröses Spiel, heiter, leicht, poetisch, ist das Schwerste, was sich ein Regisseur vornehmen kann, noch dazu mit einem Quälgeist in der Mitte, der das «Lächeln einer Sommernacht» verdüstert. Aber Petzold bleibt sich trotz seines Ausflugs in die reine Bukolik treu. Leon, den aus weiter Ferne Kubricks Jack Torrance



Thomas Schubert und Paula Beer in «Roter Himmel».

aus «Shining» (1980) grüsst, jener Autor, dessen Schreibhemmung Furchtbares auslöst, hat von Anfang an so seine Ahnung, dass «etwas nicht stimmt», und bekommt recht: Asche sinkt federleicht vom Himmel, der Horizont glüht, die Wälder brennen, der Horror überschattet Petzolds Idylle und führt zur Tragödie.

Vor allem aber lebt «Roter Himmel» von Thomas Schubert als muffigem, freudlosem Leon. Petzold gelingt das Kunststück, diesen «pain in the ass» zur menschlichen und köstlichen Identifikationsfigur zu machen; wohl jeder vermag etwas von sich in ihm zu erkennen. Die nörgelige Mimik, das Unzufriedene in der Gestik, das Verklemmte im Blick, wenn er Nadja ansieht, das führt zu einem Verhaltens-Muff, der kurioserweise höchst lebendig ist. Es sind Momente, die fast an Hermokrates aus Marivaux' «Triumph der Liebe» denken lassen, der sein Leben hinter Bibliothekswänden verbringt und von der Liebe düpiert wird. Mit beeindruckender Lässigkeit lässt Petzold seine Figuren vor dem Hintergrund drohenden Unheils miteinander tändeln. Und dieses Dahintreiben ist richtig unterhaltsam.

Musik Hollywoods Rockstar Benjamin Bögli

The Boxmasters mit Billy Bob Thornton: live im «Troubadour». Los Angeles, 21. Mai. Album: '69. Keen Tone Records

Das «Troubadour» in West Hollywood ist ein Schmuckkästchen des Rock 'n' Roll. In diesem Lokal sah der Musiker Leon Russell am 25. August 1970 Elton John bei seinem allerersten Auftritt in Amerika zu und wusste sofort, dass ihm der schrille Klavierspieler aus dem Königreich von nun an die Show stehen würde. Hier wurden am 12. März 1974 die Trunkenbolde John Lennon, Harry Nilsson und Ringo Starr aus dem Saal geworfen, weil sie den Auftritt der Smothers Brothers störten. Im «Troubadour» entdeckte Manager-Guru David Geffen am 26. März 1985 aber auch die Guns N'Roses.

Betritt man den kleinen Rockklub am 21. Mai 2023, ist das Dekor wohl immer noch dasselbe. Sonst verbreiten höchstens die Songs aus den Bar-Lautsprechern den Geist von damals. Kaugummis sind nicht erlaubt. Hat man Glück, steigt jedoch auch heute noch ab und zu eine Legende auf die «Troubadour»-Bühne. An diesem Abend sogar eine, die man nicht erwarten würde: Billy Bob Thornton. Den tätowierten und Oscar-prämierten Hollywood-Rockstar –

Die Stimme des Sängers klingt, als hätte Tom Petty Axl Rose verschluckt oder umgekehrt.

er hat sechsmal geheiratet, unter anderen das Playboy-Model Pietra Dawn Cherniak sowie Angelina Jolie, und vier Kinder gezeugt – kennt fast jeder von der Leinwand, seit Gedenken macht er aber auch Musik. «Ich wollte nie Filmstar werden, es passierte einfach so [...] Musik ist das, was ich liebe», sagte er einmal.

Richtig gute Songs

Das merkt man ihm im Alter von 67 Jahren immer noch an. Mit Baseballkappchen, Sonnenbrille und einem breiten Grinsen legt er an diesem Sonntagabend um 22.30 Uhr los. Im «Troubadour» befinden sich etwa 150 Leute. Begleitet wird der weltberühmte Frontmann von seiner vierköpfigen Band The Boxmasters. Zusammen haben sie soeben ihr 14. Album, «'69», veröffentlicht. Thornton und der Gitarrist J. D. Andrew gründeten die Boxmasters 2007. Damals machten sie Country und Hillbilly und waren mehrere Jahre mit Willie Nelson auf Tour, heute spielen sie solide Rocksongs im Americana-Stil.

Die Stimme des Sängers klingt zwischen durch, als hätte Tom Petty Axl Rose verschluckt oder umgekehrt. Sie ist nicht schlecht, ihr fehlt aber das wirklich Einzigartige. Schauspieler Thornton ist allerdings ein Bühnentier und weiss das Publikum zu packen. Er gibt sich nahbar, erzählt in unwiderstehlich sympathischer Singer-Songwriter-Manier Anekdoten zu den Texten und wie er die Lieder geschrieben hat. Diese sind richtig gut, erinnern zuweilen ebenfalls an die Heartbreakers, und die Band macht eine fantastische Arbeit.

Thornton verströmt eine heitere Bodenständigkeit; selbst «Light Rays», ein Stück, das der Sänger dem Kultgedicht «The Raven» vom Fürsten der Finsternis, Edgar Allan Poe, widmet, klingt optimistisch. Die Boxmasters spielen knapp anderthalb Stunden lang und geben eine Zugabe. Billy Bob Thornton tritt an den Bühnenrand, bedankt sich bei seinen Fans, die jetzt auf ein kleines Grüppchen geschrumpft sind, schüttelt Hände und verlässt das «Troubadour» schliesslich kurz vor Mitternacht beschwingt durch einen Seitenausgang.

Ausstellung

Eine Göttin, bis heute

Manuel Brug

Sarah Bernhardt: Und die Frau kreierte den Star. Paris, Petit Palais, bis zum 27. August

Sie war Kurtisane, uneheliche Tochter und später auch Mutter, Darstellerin auf der Bühne wie im Film und im Leben, Schriftstellerin, Malerin, Bildhauerin, Regisseurin, Theaterbesitzerin, Rechthändlerin, Influencerin, It-Girl, Geschäftsfrau. Sie war einfach alles, was ging. Sie war ein Star, wahrscheinlich der erste, der weltweit berühmt wurde. Denn sie erlebte und formte das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit mit. Das Artefakt war sie selbst.

Sie war und ist Sarah Bernhardt. Vor hundert Jahren gestorben und pompös begraben. Die meisten ihrer tief emotionalen Rollen zwischen Tragödin und Gesellschafts-*madame* kennt man

heute nur noch als Opernpartien: «La traviata», «Tosca», «Fedora». Sie spielte auch Jünglinge, de Mussets Lorenzaccio oder Hamlet, verwirrt mit flirrender Androgynität ihr Publikum, in der Garderobe dann Männer wie Frauen.

Das Pariser Petit Palais ist der ideale Ort, um inmitten schaumig gipsgeschlagenen Belle-Epoque-Stucks die Faszination dieser Frau wiederzubeleben, die selbst einbeinig auf der Bühne jeden Mann ausstach. Erstaunlich viel Material – 400 Exponate – hat sich für eine opulent schweifende, zitierende, zeigende Ausstellung erhalten an Kunst und Kunstgewerbe, Memorabilien, Werbeprodukten, Andenken an dieses reichhaltige, auch fetischisierte Frauenleben jenseits jeder Normalität und Norm.

Zur Solistin bestimmt

Heute wäre der pathetisch schwere Bernhardt-Darstellungsstil völlig aus der Mode. Die Bernhardt, die zu Lebzeiten gekrönte Häupter und Künstler aller Art faszinierte, die sie porträtierten oder in Literatur verwandelten (allen voran Marcel Proust in Gestalt der La Berma in «Auf

der Suche nach der verlorenen Zeit»), sie ist freilich selbst uns als selbstbestimmt emanzipierte Frau in einer Männerwelt in ihren Mechanismen der Machtübernahme nahe.

Schauspielerinnen waren im 19. Jahrhundert (fast) zwangsläufig schlecht bezahlt, noch schlechter beleumundet, Gunstgewerblerinnen, reichen Männern ausgeliefert, die sie beschützten, ausnutzten, im besten Fall förderten. So erging es auch der am 22. Oktober 1844 in Paris geborenen Marie Henriette Rosine Bernhardt, Mutter Kurtisane, Vater erst 2022 als Edouard Gustave Viel, Rechtsanwalt in Le Havre, entlarvt. Mädchenpensionat und Klosterschule liessen in ihr den Wunsch reifen, Nonne zu werden. Der nicht nur väterliche Duc de Morny, lüsterner Halbbruder Napoleons III., schickte sie vierzehnjährig freilich zur Schauspielausbildung ans Konservatorium. Vier Jahre später debütierte sie an der Comédie-Française als Racines Iphigénie.

Dort war es Sarah Bernhardt schnell zu eng, sie war zur Solistin bestimmt, die zeitlebens alles um sich herum organisieren musste. So wie schon 1864 die erste Porträtsitzung für eine noch obskure Kunstform, die Fotografie, aber gleich bei einem ihrer Könige – Nadar. Jung, unverbraucht, offen, formbar, so sass sie ihm damals mit nackter Schulter Modell. Hier ist sie noch gar nicht, was sie dann zeitlebens auszeichnete – exzentrische Inszenierung; ob angeblich in einem Sarg schlafend, inmitten einer exotischen Haustier-Menagerie oder in der neuen Kunst der Plakatlitografie vor allem durch den Tschechen Alphonse Mucha jugendstilrankenverschränkt sogar kunstgeschichtlich geworden.

Sarah Bernhardt bekam vom belgischen Fürsten Henri de Ligne ihren Sohn Maurice, pflegte im 1870/71er Krieg als Krankenschwester verwundete Soldaten. Victor Hugo feierte sie als «la voix d'or», sie aber heiratete einen belgischen Botschaftsattachée mit – erfolglosen – Schauspielambitionen. Wenn sie pleite war, ging sie auf Welttournee, immer wieder, jahrzehntelang, bis in den Wilden Westen. Zwischendurch leitete sie mehrere Pariser Theater.

Sie wurde eine Werbe-Ikone für eigentlich alles, kam in Paris gleich nach dem Eiffelturm, ergriff in der Dreyfus-Affäre vehement Partei für Emile Zola. Sie übersetzte Theaterstücke, schrieb Romane und ein Buch über das Schauspiel; ihre Memoiren veröffentlichte sie bereits 1907. 1900 drehte sie mit «Le Duel d'Hamlet» ihren ersten Kinofilm, sprach auch auf Phonographenwalzen. Seit 1915 spielte sie mit einer Prothese oder wurde im Sessel auf die Bühne getragen.

Eine Göttin, eine Ikone, bis heute – und, wie diese Schau bezeugt, trotz ihrer Zeitbezogenheit als Darstellerin in ihren Vermarktungsmethoden wie Ansichten erstaunlich modern geblieben. Heute, wo man schon ein Star für nichts ist, wäre Sarah Bernhardt spielend auf Instagram ein Hit – mit Millionen von Followern.



Alles, was ging: Sängerin Bernhardt.

Podcast

J. K. Rowlings Hexenprozess

Marc Bodmer

The Witch Trials of J. K. Rowling:
Podcast von Megan Phelps-Roper

Ihr Leben hätte so einfach sein können. J. K. Rowling, die Autorin der erfolgreichen Harry-Potter-Bücher, zählt zu den reichsten Frauen der Welt. Aus den diversen Lizenzen ihrer beliebten Romanfiguren fliessen üppig Gelder auf ihr Konto. Allein das Videospiel «Hogwarts Legacy» (Weltwoche Nr. 10/23) sorgte für einen Umsatz von über einer Milliarde. Doch dann hat sie in eine Diskussion eingegriffen, deren Verlauf sie als gefährlich erachtet.

Einen Erklärungsansatz, wie es zum Hickhack zwischen Rowling und der Transgender-Gemeinschaft gekommen ist, und eine Standortbestimmung zum desolaten Zustand der Soziale-Medien-Landschaft liefert der sieben-teilige Podcast «The Witch Trials of J. K. Rowling» von Megan Phelps-Roper.

Respekt für das Gegenüber

Die 37-jährige Politaktivistin blickt selbst auf eine bewegte Vergangenheit zurück. Sie ist in einer streng religiösen Familie aufgewachsen. Ihr Grossvater hatte 1955 die Westboro Baptist Church gegründet, die bekannt ist für Sätze wie «God hates fags» – Gott hasst Schwuchteln – und andere Hasstiraden gegen Juden, Muslime und Transgender-Menschen. Im Auftrag ihres Opas verbreitete die Enkelin ab 2009 auf Twitter dessen bizarre Überzeugungen. Doch die junge Frau verstrickte sich online zusehends in Diskussionen. Risse entstanden in ihrem Gut-gegen-Böse-Weltbild. Nach drei Jahren bricht sie mit ihrem Glauben und ihrer Familie.

Diese Vorgeschichte prädestiniert Megan Phelps-Roper dafür, den Fall von J. K. Rowling zu analysieren und sie zu interviewen. Die

Sowohl Rowling als auch die Transgender-Gemeinde agieren aus der Defensive.

einst von der LGBTQ-Gemeinde gefeierte Autorin der Harry-Potter-Bücher ist nach ein paar Tweets zur Hassfigur von Transgender-Aktivistinnen und -Aktivisten geworden.

Ironischerweise waren Rowling und ihre Bücher schon zu Beginn der nuller Jahre Zielscheibe von christlichen Fundamentalisten. Sie forderten in den USA Schulen auf, die «Hexerei verherrlichenden» Bestseller aus den Regalen zu verbannen, und liessen sie lichterloh brennen. Megan Phelps-Roper mochte Rowlings Bücher

als Kind auch, war aber überzeugt, dass die Verfasserin dafür in der Hölle schmoren werde. Nun brennen Potter-Bücher wieder.

Doch «The Witch Trials of J. K. Rowling» fokussiert nicht nur auf die Querelen der als «Terf» (Trans-Exclusionary Radical Feminist) bezeichneten Autorin. Phelps-Roper dröselte vielmehr die Entwicklung der zusehends sozialen Medien auf. Sie erklärt, was die obskuren Biotope der Kurz-Blog-Plattform Tumblr und des toxisch-pubertären Netzwerks 4chan zur heutigen Diskussionskultur leisteten. Und wie auf Twitter aktive Journalisten die teils verschrobene Weltansichten ans Licht zerrten und in die Mainstream-Medien einspeisten.

Haptik steigert den Lese Genuss!



Megan Phelps-Roper macht auch deutlich, dass Angst kein guter Berater ist. Sowohl Rowling, die von ihrem Ex-Mann misshandelt wurde, als auch die Transgender-Gemeinde, die laufend gegen Diskriminierung und Hass ankämpft, agieren aus der Defensive. Neben Rowling, die gut dokumentiert agiert, kommen stellvertretend für die Transgender-Community die prominente Youtuberin Natalie «Contrapoints» Wynn und der Teenager Noah, ein Hardcore-Harry-Potter-Fan, der sich mit sechzehn Jahren seine Brüste entfernen liess, zu Wort. Beide bringen valable Argumente in die Diskussion ein, die teils die Vehemenz, mit der als transphob etikettierte Menschen angegriffen werden, erklären, aber bei weitem nicht rechtfertigen können.

«The Witch Trails of J. K. Rowling» ist ein Appell zu einer differenzierten und offenen Gesprächskultur und letztendlich Respekt für das Gegenüber. Die ausgewogenen sieben Folgen tragen zum gegenseitigen Verständnis und hoffentlich zu einer sachlicheren Diskussion bei, als wie sie bis anhin geführt wurde.

Jazz

Zeit fliesst, Musik bleibt

Peter Rüedi

Ralph Towner: At First Light.
ECM 2758 6024 4864035 (5)

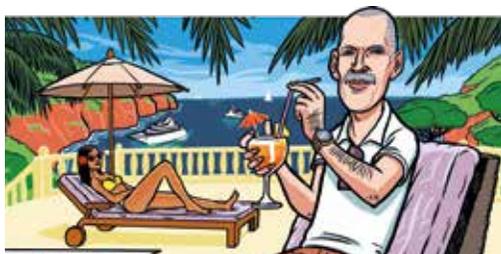
Das jüngste Album des grossen Gitarristen Ralph Towner, fast gleichzeitig mit seinem 83. Geburtstag im März erschienen, trägt den Titel «At First Light». Das legt die Vermutung nahe, hier gehe es abermals um ein bekanntes Phänomen der menschlichen Natur: die in späten Jahren immer dinglicher aufblühenden Erinnerungen eines alten Mannes an die Morgendämmerung seiner Kindheit und Jugend. Tatsächlich gehören die drei Klassiker unter den insgesamt elf Stücken, das Traditional «Danny Boy», Jule Styne's «Make Someone Happy» und Hoagy Carmichael's «Little Old Lady», zu seinen frühen Eindrücken. Aber dieser Musiker verwandelt sie sich so sehr an, dass ein Unterschied zu seinen Eigenerfindungen kaum auszumachen ist. Das gilt nicht weniger für unterschiedlichste Einflüsse, zumal die seines frühen Vorbilds Bill Evans.

«At First Light» ist Musik, bei der auch kein Bruch zu seinem (überaus eindrücklichen) Gesamtwerk auszumachen ist. Towner wie immer? Keineswegs im Sinn von Routine. Dies ist dichte, inspirierte Gitarrenmusik, frisch und original wie alle von ihm davor.

Den *liner notes* des Albums gab Ralph Towner den Titel «As the Years Flow». Den können wir auch so verstehen: Die Zeit fliesst, die Musik bleibt. Zu einem grossen Teil ist der Text eine Verneigung des Musikers vor seinem Produzenten, Manfred Eicher, für dessen Label ECM der Gitarrist vor genau einem halben Jahrhundert seinen Erstling «Diary» aufgenommen hat. Dem folgten bis heute 25 Alben, acht davon allein solo (und die 25 sind nur die unter Towner's eigenem Namen). «Für einen Künstler ist es eine Seltenheit, im Lauf seiner ganzen Karriere einem einzigen Label anzugehören [...]. Manfred schafft im Studio eine fast andächtige Atmosphäre.»

Das gilt freilich auch für die Intensität, die Aura von Towner's Gitarre. «At First Light» wurde im Februar 2022 an einem von Eicher bevorzugten Ort aufgenommen, im Auditorio Stelio Molo von RSI in Lugano, einem Raum von geradezu magischer Intimität, ideal für Towner's «conversations with himself». Die ziehen uns ganz hinein in sein Universum. In dem erscheint uns das Neue vertraut und das Vertraute neu. Komponiertes klingt wie spontan entstanden, Improvisiertes wie umsichtig geplant. Und die klassische Gitarre so, als hätte sie die Natur selbst erfunden.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein «Wie geht's?»-Problem

Mark van Huissing

«Wie geht's dir?» respektive «Wie geht es Ihnen, Leserin, Leser?»: Was antwortet man darauf? In den vergangenen vierzig Jahren – bis zirka achtzehn hatte sich kaum jemand nach meiner Befindlichkeit erkundigt; lag's am jugendlichen Alter oder an Bern? – war die Antwort: «Gut, danke, sehr gut. Und dir/Ihnen?» Kleine Abweichungen waren erlaubt, Witzbolde sagten: «Bis gestern ging's noch», Weltgewandte erwiderten «Never better» oder so etwas. Und falls einer anfang mit «Jetzt geht's mir wieder besser», ergänzte man rasch die Zeile aus dem Züri-West-Lied: «Ja, ja, ich weiss, 'i rasiere mi wider u trinke nume no ir Nacht» (bevor er von seiner Trennung oder Selbstfindung erzählen konnte).

Seit kurzem aber ist die Sache komplizierter geworden. Man läuft irgendwie Gefahr, unangenehm aufzufallen, wenn's einem gutgeht in diesen schweren Zeiten – Krieg in Europa, Folgen des durch den Menschen gemachten Klimawandels immer bedrohlicher, und die nächste todbringende Pandemie vielleicht schon auf einem weiteren Nassmarkt in einem fremden Land am Entstehen ... Wer bei dieser Grosswetterlage noch «Gut, danke, sehr gut» oder «Never better» sagt, macht sich verdächtig, ein böser Spötter zu sein, oder steht wenigstens als Bruder Leichtfuss da. Von der Bedrohung der Demokratie durch Fake News, von Banken Krisen, Woke-Wahnsinn und so weiter haben wir noch gar nicht gesprochen.

«Looked through the paper / Makes you want to cry / Nobody cares if the people / Live or die» (Hab die Zeitung gelesen, es ist zum Weinen, keinen kümmert's, ob die Menschen leben oder sterben). Leonard Cohen hatte

schon recht, dabei ist sein Text alt, von 2010, und heute alles viel schlimmer. In der *NZZ am Sonntag* stand denn auch jüngst: «Ein Grossteil der Schweizer Bevölkerung, insbesondere der jungen Erwachsenen, leidet psychisch.» Das zeige ein neuer Bericht des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums. Worauf Kurt Albersmann, ein Jugendpsychiater, der dazu befragt wurde, die Gelegenheit ergriff und das grosse, *gfürchige* Bild an die Wand malte: Was heisst da Schweiz? Weltweit gebe es 25 Prozent mehr Angststörungen und Depressionen als vor Corona. Plus: «Es ist schon bitter, dass man dem Problem nicht den richtigen Wert beigemessen hat – bitter für die Betroffenen, aber auch für die Gesellschaft.»

Ihr Kolumnist ist, natürlich, auch für Mitgefühl, Empathie et cetera. Er übt sich schliesslich in buddhistischer Meditation, und dabei geht es stark um Empfindungsvermögen für andere. Es geht aber auch um Selbsterkenntnis. Selbsterkenntnis *as in* erkennen, wenn es einem gutgeht, und wie gut es geht.

Die Schweiz respektive Schweizer Städte – Zürich, Genf – belegen auch aktuell oberste Plätze auf Lebensqualitäts-Ranglisten, Zürich ist zudem cool neuerdings, «Europe's new capital of cool» (Europas Coolness-Kapitale), stand vergangenen Herbst in der Londoner *Financial Times*-Wochenend-/Kunstbeilage. Reich ist die Schweiz ja schon lange, jetzt sind die hier lebenden Leute plötzlich auch lässig – innert zehn Jahren sank die jährliche Arbeitszeit je Erwerbstätige/Erwerbstätigen um 13,8 Tage. Und mit 35 Stunden 45 Minuten in der Woche zählt die Schweiz zu den Ländern mit der nied-

«Andererseits darf man sich auch am eigenen Schopf aus dem Sumpf der Tristesse ziehen.»

rigsten Arbeitszeit Europas. «So betrachtet, ist die Schweizer Bevölkerung arbeitsscheu», schlussfolgerte ein *NZZ*-Kommentator. Anders ausgedrückt, kann man uns aber auch Geniesser oder Work-Life-Balance-Meister nennen. Denn wir sind nach wie vor fleissig, die Arbeitsproduktivität ist top – *work hard, play hard*, arbeite hart und feiere ebenso, sagt man in London oder New York, *chez nous* tut man's. Und Reiseweltmeister sind wir ebenfalls, *ubique navigamus*, wir segeln überallhin, sollte auf der

Schweizer Fahne stehen, nicht im Wappen der britischen Royal Over-Seas League.

Schon klar, man kann auch mal schlecht drauf sein, obwohl es einem sehr gut geht, gemessen an den meisten Massstäben. Das ist ein Menschenrecht, das auch Schweizern zusteht, wie die Franzosen *l'ennui*, das Gefühl existenzieller innerer Leere, für sich beanspruchen. Andererseits darf man sich auch am eigenen Schopf aus dem Sumpf der Tristesse ziehen. Und auf die Frage «Wie geht's?» antworten: «Gut, danke, sehr gut.» Auch und gerade jetzt.



UNTEN DURCH Ferienwohnung in Italien

Linus Reichlin

Ich bin zurzeit in einer wunderschönen Ferienwohnung in Italien. Der Meerblick lässt wirklich keine Wünsche übrig! Man sieht vom Balkon aus sogar Delfine! Mit dem Feldstecher sieht man dann, dass die Delfine Ölfässer sind, aber das ist doch egal: Hauptsache, es schwimmt noch etwas im Mittelmeer! Man muss dankbar sein für das Wenige, das die Natur einem in Zeiten der Überfischung noch übrig lässt. In den Restaurants hier kriegt man nur noch ganz kleine Fische, weil die grossen von den Japanern weggefischt werden. Mit dem Feldstecher sieht man dann, dass die Japaner Türken sind, aber das ist ebenfalls egal: Auf dem grossen Meer sind wir alle Brüder. Schwestern nicht, denn die scheuen die harte Fischerei und räkeln sich lieber im Bikini auf einer der schönen Yachten hier im Hafen. Manchmal rutscht eine dieser Bikini-Frauen auf einem Film aus Sonnenöl und Schweiß ganz langsam über die glatte Beschichtung der Yacht und muss von einem algerischen Luxusmatrosen davor bewahrt werden,

ins Meer zu stürzen, wo schon die Ölfässer warten. Es ist jedenfalls eine Menge los hier in Italien. Aber! Nun kommt der Wermutstropfen: Auf dem Balkon nebenan wohnen Ukrainer. Eine Er und ein Sie. Man weiss das ja heute nicht mehr genau. Es könnte auch ein Sie und ein Es sein. Das allein würde mich nicht stören. Aber dass die da keine Ferien machen, sondern wohnen beziehungsweise sich verstecken – das ist einfach der Gipfel, finde ich.

Den Mann habe ich kürzlich beim Aufsammeln von Mandarinen auf dem Parkplatz der Feriensiedlung gesehen. Er konnte sich mühelos nach den Früchten bücken und kam ohne Ächzen wieder hoch, das heisst, er wäre diensttauglich. Man könnte ihn sogar bei Giftgaseinsätzen in den Kampf schicken, denn ich habe gesehen, wie der italienische Hausmeister die Mandarinenbäume auf dem Parkplatz gespritzt hat, und offenbar überlebt der Ukrainer diese Pflanzenschutzmittel. Ich weiss schon genau, was ich sage, wenn er mich mal im Treppenhaus anspricht: «Do you have a mother?» Dann wird er, da er erst etwa dreissig ist, natürlich sagen: «Yes.» Dann werde ich sagen: «Und wer beschützt jetzt deine Mutter in der Ukraine, während du hier am Mittelmeer gestohlene Mandarinen frisst?» Es würde mich aber nicht wundern, wenn ihn das gar nicht nachdenklich machen würde. Ich höre ihn und seine hübsche Frau ja die ganze Zeit drüben auf ihrem Balkon lachen. Es ist ein kehliges, hartes, eben ukrainisches Lachen. Sie lachen über den Westen, der ihren Krieg finanziert, und für den Fall, dass die Nato es doch nicht schaffen sollte, haben die beiden eine Panzerfaust mit nach Italien genommen. Das weiss ich, weil ich mich gestern, als die beiden weg waren, über den Balkon gelehnt habe: Mit dem Feldstecher konnte ich in ihrem Wohnzimmer ganz deutlich eine Panzerfaust sehen.

Ohne Feldstecher sah ich dann, dass die Panzerfaust das Rohr des Dunstabzugs war, aber wen kümmern solche philosophischen Haarspaltereien! Gib dem Ukrainer irgendein Rohr, und er bastelt eine Waffe daraus. Nein, jetzt im Ernst: Es tut mir leid. Ich weiss, es ist nicht richtig von mir. Ich bin ein schlechter Christ – aber diese Leute missfallen mir total. Andere Ukrainer werden in diesem Moment von Granaten zerrissen, aber die beiden sitzen mit einem Glas Chianti gemütlich an der Sonne. Wenn die Schweiz angegriffen würde, würde nicht mal ich abhauen, und das will was heissen. Irgend-

ein Zettelchen werde ich denen jedenfalls noch unter den Scheibenwischer stecken, vielleicht mit einem Z drauf. Nein, das wäre zu parteiisch. Nein, ich schreibe, und zwar auf Italienisch, damit der Verdacht nicht auf mich fällt: «Arrivederci!!! Ucraino, ciao, bello, ciao!!!» Ich kann dann allerdings nur hoffen, dass das Auto mit der UA-Nummer auch wirklich ihres ist.



FRAUEN Martha Stewart, Covergirl Julie Burchill

Was steckt hinter einem Namen? Eine Menge, wenn man als Frau aus bescheidenen Verhältnissen gross herauskommen will. Die einsame Norma Jeane Mortenson wurde zur schillernenden Marilyn Monroe, der Bücherwurm Margaret Hyra zur frechen Meg Ryan – und die kunstbegeisterte Martha Kostyra zu Martha Stewart, der Hohepriesterin des anmutigen Lebens für WASPs, *white anglo-saxon protestants*, dann zu einer in Ungnade gefallenen Gefängnisinsassin, und jetzt, mit 81 Jahren, ist sie das älteste Model, das die Zeitschrift *Sports Illustrated* je aufs Cover ihrer Bademode-Ausgabe setzte. Letzteres wird als Triumph für ältere Frauen gefeiert. Wirklich? Inzwischen wurde die Bürde der ewigwährenden Sexyness auf ein Alter ausgedehnt, in dem die meisten Frauen genug davon haben, sich in enge Kostüme zu zwingen – sei es beim Schwimmen oder wo auch immer –, und sich fortan bis ins Grab auf Kleider mit elastischen Taillen freuen.

Man kann verstehen, warum Stewart es als persönlichen Triumph sehen mag. Sie war einst in ganz Amerika eine Marke, ein Fernsehstar und eine Gigantin des Einzelhandels, die sich im Verlagswesen, in den Medien und im Merchandising einen herausragenden Namen gemacht hat, vor allem, weil sie wusste, wie viele

schicke Dinge sich mit Blumenschablonen anstellen lassen. «Martha Stewart Living», ihr Brand für Heim und Gastlichkeit, machte sie am Ende des 20. Jahrhunderts zur ersten Self-made-Milliardärin der USA. Umso lächerlicher war es, dass der Aktienbetrug, für den sie 2004 verurteilt wurde und ins Gefängnis musste, ihr läppische 45 000 Dollar einbrachte. Aber die Zugkraft ihrer Marke war so gross, dass ihr Unternehmen ein Jahr nach ihrer Entlassung erneut profitabel war. 2012 war sie Vorsitzende von Martha Stewart Living Omnimedia.

Mehr noch als von den Kardashians könnte man von ihr sagen, dass sie den Startschuss zu unserer Ära der Selfies, der Influencerinnen und des Instagram gegeben hat: jener oberflächlichen Idee, dass unser Leben dazu da ist, inszeniert zu werden, um den Neid anderer zu wecken, anstatt zu unserer eigenen Erleuchtung gelebt zu werden. Als F. Scott Fitzgerald sagte: «In einem amerikanischen Leben gibt es keinen zweiten Akt», lebte er in einem jungen Land, das verständlicherweise in seine eigene Geschwindigkeit verliebt war. Heute begeht die amerikanische Jugend Massenselbstmord mit Opiaten und bezahlt dafür, dass ihr die Geschlechtsorgane abgehackt werden, während sich zwei Greise darum streiten, wer diese müde Nation als Nächster regieren soll. Eine Achtzigjährige, die sich auszieht, um ein spätes Sexsymbol zu werden, mag Gerontophile amüsieren. Aber diejenigen unter uns mit weniger exotischem Geschmack werden sich nach den Tagen sehnen, als Sex-Appeal noch mit einer Haltbarkeitsdauer verbunden war und Frauen für mehr geschätzt wurden als nur dafür, aufreizend zu sein.

Aus dem Englischen von Beatrice Schlag





THIEL

Schneckenminen

Sohn: Papa, warum wird gesagt, man sei «jemandem auf den Leim gekrochen», wenn man reingelegt wurde?

Anthroposoph: Das kommt von den Leimfallen für Motten. Darauf bleiben die Motten kleben.

Sohn: Aber Motten kriechen doch nicht auf den Leim, sondern sie fliegen darauf. Man müsste wenn schon sagen, man sei «auf jemandes Leim geflogen». Oder gibt es auch Leimfallen für Schnecken?

Anthroposoph: Nein. Den Schnecken stellt man Bierfallen. Jedenfalls im biologischen Gartenbau.

Sohn: Ist ein Münchner eine wiedergeborene Schnecke, die in eine Bierfalle fiel?

Anthroposoph: Vielleicht, wer weiss.

Sohn: Dann ist ein Klimakleber eine wiedergeborene Motte, die auf jemandes Leim gegangen ist?

Anthroposoph: Schon möglich.

Sohn: Und ein Brückenspringer ist eine wiedergeborene Fliege, die von einer Fliegenklatsche ...

Anthroposoph: Also, ich bitte dich!

Sohn: Es gibt auch elektrische Fliegenfallen. Darin werden Fliegen mit einem Stromschlag getötet.

Anthroposoph: Frag mich jetzt bloss nicht, als was solche Fliegen wiedergeboren werden.

Sohn: Das mit den Bierfallen ist besonders perfide. Mit Gratisbier anlocken und dann ersäufen, das ist nicht nett.

Anthroposoph: Du kannst ja einen Brief an den Rüstungskonzern Rheinmetall schreiben und fragen, ob sie statt Panzerminen für den Krieg nicht lieber Schneckenminen für den biologischen Gartenbau produzieren würden.

Sohn: Als was könnte denn eine Schnecke wiedergeboren werden, die im Salatbeet in die Luft fliegt?

Anthroposoph: Du hast Fragen ...

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Wunder der Tiefe

Eine neue Art von Unterwassertourismus: Das norwegische Restaurant «Under» liegt auf dem Meeresgrund.

Im Nordatlantik kann man nicht nur fischen, sondern auch essen. Am südlichsten Punkt der Küste Norwegens befindet sich das «Under», ein Spitzenrestaurant, dessen Speisesaal in fünf Metern Tiefe auf dem Meeresgrund liegt. Betrachtet man es von aussen, glaubt man, die sinkende «Titanic» vor sich zu haben, einmal drin, befindet man sich aber im Trockenen. Eine fünfzig Zentimeter dicke Betonhülle sorgt dafür, dass der Gast hier in Ruhe essen kann, während es draussen garstig zu und her geht. Lindesnes heisst der Ort, wo das Architekturbüro Snøhetta 2019 Europas erstes Unterwasserrestaurant gebaut hat. Die Wellen werden hier bis zu fünf Meter hoch, und Wettergott Thor sorgt dafür, dass die Windstille mehrmals pro Tag von Meeresstürmen aus dem Norden, die hier mit voller Wucht auf jene aus dem Süden treffen, durchbrochen wird. Kein Wunder: Lindesnes stammt vom altnordischen Wort *lidandi* ab; *lida* steht für «Gefahr» oder «Ende».

Bis jetzt hat der spektakuläre Bau, der rund acht Millionen Franken verschlang, den stürmischen Bedingungen standgehalten. Das «Under» bietet auf einer Fläche von 495 Quadratmetern Platz für vierzig Gäste,

die, währenddem ein achtzehn- bis 22-gängiges Menü aus der Küche des Dänen Nicolai Ellitsgaard serviert wird, durch ein 33 Quadratmeter grosses Fenster die Pracht des Meeres und dessen Boden – Dorsche, Lippfische, Hummer, Seehunde, Dornhaie, Tang und Seegras – bestaunen können. «Frische Zutaten und reine, unverfälschte Aromen sind für uns von grösster Bedeutung. Gleichzeitig wollen wir ein einzigartiges kulinarisches Erlebnis bieten, das unsere Gäste über ihre Komfortzone hinausführt», erklärt Küchenchef Ellitsgaard, dessen Wirkungsstätte bereits ein Jahr nach der Eröffnung einen Michelin-Stern erhielt, die Vorzüge des Restaurants. Auf der Website wird darauf hingewiesen, dass man nicht in der Lage sei, «vegetarische und vegane Diäten zu berücksichtigen», da es für den Gastgeber sehr wichtig sei, die grosse Artenvielfalt der Region zu präsentieren.

Im «Under», der Name ist ein Wortspiel – *under* bedeutet auf Norwegisch «Wunder» –, muss man übrigens drei Monate im Voraus reservieren. Zu erreichen ist es mit dem Flugzeug, der Flughafen Kjevik befindet sich zirka 85 Kilometer vom Unterwasserrestaurant entfernt. Ein Menü kostet ohne Getränke rund 240 Franken.



Manchmal sind die Wellen fünf Meter hoch: das «Under» in Lindesnes.



VIP-Angebot: «Grand Hotel Zermatterhof»

Sehnsucht nach dem Matterhorn

Haben Sie sich schon einmal von der atemberaubenden Schönheit des Matterhorns verzaubern lassen? Wenn nicht, dann haben Sie diesen Sommer die perfekte Gelegenheit dazu. Unser exklusives Angebot ermöglicht es Ihnen, die Zermatter Bergwelt in ihrer schönsten Pracht zu erleben.

Ob Sie sich für eine Gipfeltour entscheiden oder einfach die majestätische Bergkulisse geniessen möchten, das «Grand Hotel Zermatterhof» ist die perfekte Basis für unvergessliche Erlebnisse. Das geschichtsträchtige Hotel im Herzen Zermatts, in dem schon Könige, Hollywood-Prominente und Bergsteiger aus der ganzen Welt logiert haben, hat seit 1879 nichts von seinem Charme verloren. Es begeistert mit seiner erstklassigen Lage, dem persönlichen Service und der Möglichkeit, die Natur hautnah zu erleben.

Das Hotel verfügt über 69 individuell gestaltete Zimmer und Suiten mit atemberaubendem Blick auf die Walliser Alpen. Die elegante und moderne Ausstattung des Hotels garantiert Ihnen einen unvergesslichen Aufenthalt. Entspannen Sie sich in der Wellness-oase «Vita Borni Alpine Spa», die mit einem

grossen Pool, einer Saunalandschaft und privaten Behandlungsräumen ausgestattet ist.

Das «Grand Hotel Zermatterhof» überzeugt auch mit kulinarischen Erlebnissen der Extraklasse. Das Restaurant «Alpine Gourmet Prato Borni» (1 Michelin-Stern und 16 Gault-Millau-Punkte) setzt auf Walliser Produkte und überzeugt mit einem Fine-Dining-Konzept, das selbst die anspruchsvollsten Gaumen zufriedenstellen wird. Die Brasserie «Lusi» und das Käse-Stübli «Say-cheese!» überzeugen mit einer Auswahl an köstlichen Gerichten im gemütlichen Ambiente.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot im «Grand Hotel Zermatterhof»

Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbüffet
- Bahnhof-Hotel-Transfer
- Spa-Zutritt

Spezialpreis p. Pers. im DZ:

Doppelzimmer: Fr. 698.– (statt Fr. 900.–)
Suite: Fr. 1298.– (statt Fr. 1650.–)
Zuschlag für garantierten Matterhorn-Blick:
Fr. 50.– pro Nacht und Zimmer
Einzelzimmer und Zusatznacht auf Anfrage

Gültigkeit:

Dieses limitierte Angebot ist vom 17. Juni bis 20. Oktober 2023 jeweils von Sonntag bis Freitag verfügbar. Es ist nicht kumulierbar mit anderen Angeboten. Die Kurtaxe von Fr. 4.– pro Person und Tag ist nicht inkludiert.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement via E-Mail über reservation@zermatterhof.ch oder Telefon 027 966 67 67. Bitte Kennwort «Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

«Grand Hotel Zermatterhof», 3920 Zermatt
www.zermatterhof.ch



Christian Wildhaber (r.) mit dem abtretenden Hotelleriesuisse-Präsidenten Andreas Züllig.



Markus Granelli («The Dolder Grand»), Nina und Christian von Rechenberg («Baur au Lac»).



Marco Zanolari mit seinem Nachfolger Milos Colovic («Grand Resort Bad Ragaz»).



Jeroen Achten, Raphael Herzog und David Fügler vom «Vitznauerhof».



Ein Hoch auf die Sieger: Lorenzo und Olivia Studer mit ihren Eltern Irene und Ruedi Studer vom «Art Hotel Riposo» in Ascona.

BEI DEN LEUTEN

Schule fürs Leben

Im Zürcher «Dolder Grand» wurden die besten Hotels und Hoteliers gekürt. Mit viel Applaus und 200 bestens gelaunten Gästen.

André Häfliger

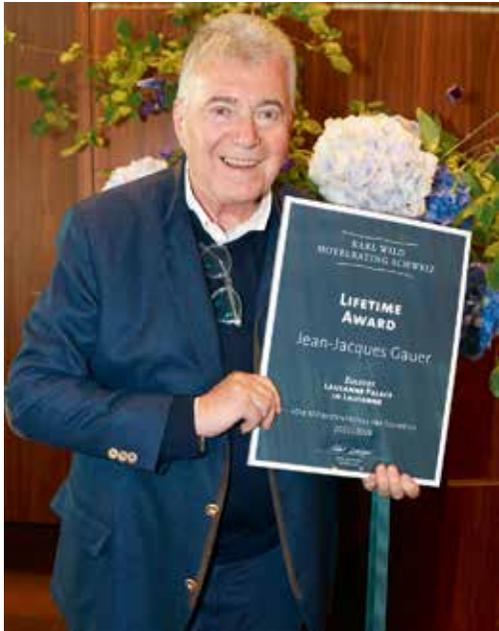
Los ging's mit einer Talkrunde von Unternehmensberater Hilmar Gernet mit Tourismusmanagerin Ariane Ehrat, Hotelière Tanja Wegmann (Aufsteigerin des Jahres) sowie Jean-Jacques Gauer. Für den Lifetime-Award-Gewinner vom «Lausanne Palace» ist klar: «Die Hotellerie ist eine Schule fürs Leben.» Nach neun Jahren wurde Andreas Züllig (Besitzer des «Schweizerhofs Lenzerheide») als Präsident des Branchenverbandes Hotelleriesuisse verabschiedet.

Am laufenden Band wurde anschliessend ausgezeichnet. Bestes Ferienhotel ist das «Eden Roc» in Ascona, bestes Wellnesshotel das «Grand Resort Bad Ragaz». Direktor Marco R. Zanolari stellte seinen Nachfolger Milos Colovic vor. Dieser strahlte: «Ich freue mich riesig auf die neue Aufgabe.» Bestes Stadthotel: das «Dolder Grand». General Manager Markus Granelli: «Wir sind stolz und sehr dankbar.»

Zum besten Familienhotel wurde das Tessiner «Albergo Losone» erkoren. Besitzer Diego Glaus: «Das ist einzigartig schön.» Eventmoderator Karl Wild, Autor des Buches «Die

100 besten Hotels der Schweiz» (Weber-Verlag): «Dieses Hotel ist ein Bijou.» Auch verschiedene Persönlichkeiten wurden geehrt. Hotelier des Jahres ist Raphael Herzog vom Hotel «Vitznauerhof» am Vierwaldstättersee.

Koch des Jahres wurde Mike Wehrle (früher «Victoria-Jungfrau», Interlaken) vom herrlichen «Bürgenstock Resort», wo er für nicht weniger als sieben Restaurants verantwortlich zeichnet und kürzlich sein erstes Kochbuch präsentiert hat. Zum Concierge des Jahres wurde Teodora Moncea vom heimeligen «Kulm» in St. Moritz erkoren. Chefin Jenny Hunkeler: «Teodora hat diesen Preis mehr als verdient.» Newcomer des Jahres ist Christian Wildhaber vom «Mandarin Oriental Palace» in Luzern, das gerade für 100 Millionen Franken renoviert wurde. Aufsteiger des Jahres: Christian von Rechenberg, vom ebenfalls rundum renovierten «Baur au Lac» in Zürich. Laudator Wild: «Besitzer Andrea Kracht hat ein goldenes Händchen, wenn es um die Führung seines weltberühmten Luxus-hotels geht.» Hotel des Jahres schliesslich ist das «Art Hotel Riposo» in Ascona.



Jean-Jacques Gauer
vom «Palace Lausanne».



Unternehmer-Trio:
Tanja Wegmann mit Cornelia und Fredy Gantner .



Gut gepflegt: Daniel Schälli («Villa Orselina»),
Autor Karl Wild.



Direktorin Jenny Hunkeler mit Teodora Moncea
vom «Kulm» in St. Moritz.



Gelungener Anlass: Event-Moderator Hilmar
Gernet, Touristikerin Ariane Ehrat.



Unter den Gästen im Dolder:
Ex-Fifa-Funktionär Guido Tognoni, Ehefrau Daniela.



Mike Wehrli vom «Bürgerstock Resort»
mit Verlegerin Annette Weber.

Meer von Blumen

La Galerie, Four Seasons Hotel George V
31, avenue George V
75008 Paris
Tel. +33 1 49 52 70 06

Wir waren um der Pflanzen willen nach Paris gefahren. Im Frühjahr und im Herbst finden auf dem prächtigen Areal des Schlosses Chantilly jeweils die Journées des Plantes statt, mit Anbietern aus weiten Teilen Europas. Um der Blumen willen gingen wir, wie bei jedem Besuch der französischen Hauptstadt, auch ins «George V»-Hotel, um die absolut hinreissende Überfülle von Blumen zu geniessen, die hier immer das Haus verschönern.

Das «Four Seasons Hotel George V» ist sicher eines der Spitzenhäuser der Luxusklasse, aber in Sachen floraler Dekoration ist es wohl weltweit spitze. Täglich werden die



Blumen gepflegt und wöchentlich auch ganz ausgewechselt. Ein unvergleichlicher Luxus, der dem amerikanischen Blumenkünstler Jeff Leatham ermöglicht, als Artistic Director im «George V» seine Kreationen mit 9000 Blumen zu gestalten, die wöchentlich aus Holland geliefert werden. Zur Zeit unseres Besuches waren es vor allem Pfingstrosen, und der ganze Innenhof des Hotels wurde geprägt von Heerscharen gleichfarbiger roter Vanda-Orchideen.

Wir beschlossen spontan, hier inmitten der Blumenpracht zum Lunch zu bleiben. Das von Christian Le Squer geführte «Le Cinq» war ausgebucht – und so entschieden wir uns für das Restaurant «La Galerie» in der Lounge, der eleganten Hotelhalle mit Blick in den Innenhof. Die Küche unter der Leitung von Alan Taudon hat uns überrascht mit einfachen, aber hervorragenden Kreationen: Die «Potage Saint-Germain aux pois» war etwas vom Besseren, was man mit grünen Erbsen anstellen kann, das «Œuf parfait aux asperges vertes» eine luftige Sache mit weichem Ei, grünen Spargeln, diversen Gemüsen und einer schaumigen Sauce.

Ebenso gelungen waren die Hauptgänge: mit dem Messer geschnittenes Rindstatar und eine Pouletbrust an einer Morchelsauce, begleitet von etwas Reis (mit zwei Gläsern Sancerre rund 300 Euro).

WEIN/PETER RÜEDI Salz des Vermentino

Terenzuola di Ivan Giuliani: Fosso di Corsano. Vermentino Colli di Luni 2022. 14%. Real Wines, Vico Morcote. Fr. 19.90. www.realwines.ch

Warum enttäuschen uns Weinentdeckungen aus den Ferien bei der Wiederbegegnung zu Hause so oft? Weil die Erinnerung sie mit einem Glanz des Ferien Glücks versieht (so wir denn ein solches gefunden haben), dem kein realer Schluck im nüchternen Nachhinein gewachsen ist? Der Veltliner, welcher in ausgelassener Runde in der Skihütte bestens schmeckt, riecht, kaum versucht man ihn in den Niederungen des Alltags, nach nichts mehr, und am Gaumen liegt er wie Sperrholz.

Von einem solchen Gefälle zwischen Urlaubsfantasie und Heimalltag ist meine Vorliebe für den Vermentino nicht betroffen, der ja doch in mancher Hinsicht die ideale Projektionsfläche für die Sehnsüchte eines Italophilen wäre. Vermentino gefällt mir wo immer. Der Fosso di Corsano von Ivan Giulianis Bio-Weingut Terenzuola lässt mir hier und jetzt sogar den



Vermentino verblassen, den ich von überaus glücklichen Stunden in meinem toskanischen Lieblingsrestaurant «La Pineta» in Marina di Bibbona als Begleitung jener Weltspitzen-Fischküche in Erinnerung habe (was an meiner Beschränktheit liegt, ist doch auf der Karte des Hauses ebendieser Glückswein auch verzeichnet, und zwar zu einem bei den gewöhnlich halsabschneiderischen Multiplikatoren der Schweizer Gastronomie ganz unvorstellbaren Preis).

Lassen wir das. Ich liebe Vermentino, auf welcher Stilhöhe auch immer, in seinen Kernlanden, den Küsten Sardiniens, der Toskana, Liguriens nicht weniger als an meinem Küchentisch. Besonders aber in dieser Version aus den Colli di Luni. Die liegen in dem uralten etruskisch-griechisch-römischen

Kulturland der Lunigiana am Fuss der sogenannten Apuanischen Alpen, genau an der Schnittstelle zwischen der südöstlichsten Ecke Liguriens und der nördlichsten der Toskana (unweit von La Spezia einer-, unweit der Marmorbrüche von Carrara anderseits).

Vor kaum einem Jahr durfte ich an dieser Stelle schon einmal einen sehr besonderen Vermentino aus den Colli di Luni ausloben (die «Etichetta Nera» von Bosonis Cantina Lunae, *Weltwoche* Nr. 28/2022). Ivan Giuliani arbeitet in seinem Gut diesseits und jenseits der Provinzgrenzen auf gleichem Niveau. Der Fosso di Corsano kommt von fünf Hektar Reben in relativer Höhe (bis 400 m ü. M.) in eben den genannten Colli di Luni. Nobel zurückhaltend, floral-fruchtige Aromatik, helles Steinobst, Zitrus, feine Exotik. Eine gewisse Fülle am Gaumen, vor allem aber eine geradezu explosiv jugendliche Mineralität. Enorm belebende Frische. Ist der Hauch Salz, den ich mir am Ende von den Lippen lecke, Einbildung, ausgelöst vom nahen *mare nostrum*? Wie immer: Ein Meisterstück von einem Vermentino ist der Fosso di Corsano so oder so.

Der Equalizer

Der Skoda Karoq führt auch verwöhnte Autotester an die Realität auf den Strassen heran.



Im Audiobereich sorgt ein Equalizer für den Ausgleich der Frequenzen, um ein angenehmes Tonbild zu erreichen. In Hollywood sorgt Denzel Washington als «The Equalizer» in zwei sehr unterhaltsamen Filmen für ausgleichende Gerechtigkeit und wird als ehemaliger Spezialagent zum Rächer in guter Absicht. Als Autotester ist es ebenfalls gut, einen Equalizer zu haben. Am Steuer von exotischen teuren Fahrzeugen kann man schnell einmal den Bezug zur durchschnittlichen Wirklichkeit auf den Strassen verlieren.

Immer wenn ich einen Skoda fahre, erinnert mich das auf sehr angenehme Weise an die Realität auf vielen Parkplätzen der Schweizerinnen und Schweizer. In meiner Tiefgarage gehören Modelle des tschechischen Herstellers im Volkswagen-Konzern zum Inventar, und das ist nicht nur anekdotische Evidenz. Im mittleren Preissegment gehört Skoda zu den erfolgreichsten Marken im Land, in den ersten vier Monaten des Jahres 2023 betrug der Marktanteil gemäss der Statistik von Auto Schweiz 9 Prozent. Nur die gewissermassen hausinterne Konkurrenz von VW liegt mit 9,9 Prozent noch etwas drüber.

Der Vollständigkeit halber sollte erwähnt sein, dass in der kaufkräftigen Schweiz die deutschen Premiummarken Audi, BMW und Mercedes-Benz alle über 9 Prozent Marktanteil haben, auch wenn dies natürlich der schönen Eingangsthese dieser Kolumne widerspricht. Aber es handelt sich womöglich einfach um einen weiteren eidgenössischen Sonderfall.

Vielleicht sind es auch bloss persönliche Empfindungen: Als ich kürzlich zwei Wochen lang am Steuer eines blauen Skoda Karoq Style sass,

schien jede Fahrt eine Art von ausgleichender Wirkung auf meinen Gemütszustand zu haben. Der kompakte, praktische SUV ist nach dem Prinzip dessen gebaut, was in Amerika gerne direkt als «no Bullshit» bezeichnet wird. Das Design ist unaufgeregt zeitlos und der Innenraum von einer sachlichen Funktionalität geprägt.

Weil der Karoq auf derselben, nicht ganz neuen Plattform wie der VW T-Roc und der Seat Ateca gebaut wird, ist das Cockpit noch nicht vollständig digitalisiert; um die Temperatur zu ändern, dreht man einen griffigen Regler, und die Lautstärke des Audiosystems muss ebenfalls nicht über berührungsempfindliche Flächen verändert werden – auch dafür gibt es einen kleinen Drehknopf. Das ganze Bedienkonzept beruht auf einfacher, schneller Verständigung zwischen Mensch und Technik.

Auch die Art, wie der Karoq fährt, entspricht der grundsoliden, unaufgeregten Ausstrahlung des Autos. Mit dem sparsamen Dieselmotor verbraucht der Skoda rund 7 Liter auf 100 Kilometer, vollgetankt kommt man damit 720 Kilometer weit, und das passt zum sinnhaften Gesamtbild. Nächste Woche verlasse ich die durchschnittliche Wirklichkeit aber bereits wieder und berichte über den Porsche 911 Dakar.

Skoda Karoq Style 2,0 TDI

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbodiesel, Allradantrieb, 7-Gang-DSG; Hubraum: 1968 ccm; Systemleistung: 150 PS/110 kW; max. Drehmoment: 360 Nm/1600 bis 2750 U/min; Verbrauch (WLTP): 5,6 bis 6,2 l/16,6 kWh/100km; Beschleunigung 0–100 km/h: 8,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 204 km/h; Preis: Fr. 46210.–, Testfahrzeug: Fr. 47070.–



OBJEKT DER WOCHE Licht und Schatten

Die neue Leica M11 Monochrom
Für Fr. 9890.– erhältlich

Endlich ist das Leben wieder wie früher. Eben ist die neue M11 Monochrom erschienen. Die Neueste in der klassischen digitalen Messsucherkamera-Familie. Erscheinen heisst nicht besitzen. Es ist wie bei den italienischen Edelkarossen. Bestellen heisst monatelanges Warten. Aber warten auf eine Kamera, die keinen Namen trägt? Früher gab's das rote Leica-Logo. Gratis. Wie die «Spirit of Ecstasy» auf dem Kühlergrill des Rolls-Royce. Aber dieses 542 Gramm schwere Metallstück ist tiefschwarz und nackt. Die dunkel verchromte Beschichtung des optischen Suchers unterstreicht das ikonische Design. *Reduce to the max.* Sie kann nur schwarzweiss fotografieren. Kennt das Wort Autofokus nicht. Bietet keine Möglichkeit für Videoaufnahmen. Hat nur ein Zeitenrad auf der Oberseite und ein kleineres Rädchen für die ISO-Zahlen. Und natürlich den Auslöser. Der butterweich und lautlos gehorcht. Der Preis von 9890 Franken versteht sich nur für den Aluminium-Magnesium-Body mit Saphirglas-Display und solider Beleuchtung inklusive kratzfester Lackierung.

Das Fotografieren mit ihr ist verdammt schwierig. Ein scharfes Bild gelingt meistens erst nach wochenlangem Üben und viel Geduld. Es ist wie bei einem alten Porsche, du kommst erst beim 1000. Versuch in die Parklücke. Aber dann bist du so was von erleichtert und glücklich, es geschafft zu haben. Die M11 Monochrom ist das Beste, was es in der Fotografie gibt. Und wie bei allen Leica-Kameras gilt: Man sieht mit ihr verdammt gut aus.

Eben! Alles wie früher.

Alberto Venzago

Tech-Feudalismus



Plädoyer für Monopolisierung: Tech-Investor Peter Thiel.

Das Versprechen der Digitalisierung war verheissungsvoll: mehr Demokratie, freier Zugang zu Information, mehr Markt dank neuer Vertriebskanäle. Heute ist zu beobachten, wie sich der Kapitalismus selbst verschlingt und sich zum Tech-Feudalismus transformiert, der von einem Oligopol von wenigen Big-Tech-Unternehmen beherrscht wird. Der Investor und Milliardär Peter Thiel plädiert

in seinem Buch «Zero to One» für die Monopolisierung von Unternehmen durch technologische Überlegenheit. Das Geschäftsmodell des Plattform-Business ist darauf ausgerichtet, mittels Daten Vorlieben aufzuzeichnen mit dem Zweck, Vorlieben in Zukunft zu steuern. Wie aber mit Unternehmen umgehen, die sich um öffentliche Aufträge wie die Abfallentsorgung bewerben, um mittels Sensoren in

den Fahrzeugen Daten aus dem Abfall zu gewinnen? Wie mit Firmen umgehen, die unverzichtbare Infrastrukturen geschaffen haben, ähnlich wie die Energieversorgung oder die Eisenbahn? Das ist die intellektuelle Herausforderung für die liberalen Vordenker.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich werde bald heiraten und ich freue mich sehr. Vor der Hochzeitsnacht habe ich aber ein bisschen den Bammel. Wie wichtig ist es, dann Sex zu haben?

M. R., Volketswil

Zunächst einmal frage ich Sie, warum in der Hochzeitsnacht andere Regeln gelten sollten als in einer anderen Nacht? Fakt ist: Sie müssen niemals Sex haben. Wir müssen auch dann keinen Sex haben, wenn wir es dem Partner zuvor versprochen haben, wir spüren, dass er Lust hat oder wir glauben, dass eine soziale Norm Sex in der Hochzeitsnacht vorschreibt. Es gibt Momente, in denen wir keinen Sex haben möchten, und dann ist es vollkommen okay, nein zu sagen.

An einer Hochzeit sind nicht nur die Torten riesig, sondern auch die Erwartungen. Ein Tag voller Emotionen,



liebvoller Details, wichtiger Menschen und streng durchgeplanter Abläufe. In den Wochen vor dem grossen Ereignis gibt es Hunderte von To-dos, und das eigene Stresslevel ist hoch. Schliesslich soll am Tag der Hochzeit alles perfekt sein. Wenn sich Sex auf diese Liste der hohen Erwartungen einreicht, sind Enttäuschungen programmiert. Nur Sex zu haben, um es dann im «Katalog des schönsten Tages im Leben» abzuhaken, ergibt keinen Sinn.

Innerer Druck ist nicht nur in der Hochzeitsnacht, sondern immer kontraproduktiv für schönen Sex. Sprechen Sie mit Ihrem Partner darüber und lassen Sie es auf sich zukommen. Wenn Sie beide dann Lust auf Sex haben, wünsche ich Ihnen ganz viel Freude. Wenn nicht, gibt es viele Möglichkeiten, auch ohne Sex eine unvergessliche Nacht zu erleben. Tanzen Sie noch eine wilde Runde, schauen Sie gemeinsam in den sternenklaren Nachthimmel oder lassen Sie den Tag kuschelnd Revue passieren. Schenken Sie sich zu jedem Zeitpunkt die Freiheit, das zu tun, was sich für Sie stimmig anfühlt, und verbringen Sie Ihre Hochzeitsnacht so, wie Sie es möchten.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Petra Sprecher

Die Blockbuster-gestählte Baselbieter Stuntfrau lebt seit über zwanzig Jahren in Los Angeles; nun fokussiert sie auf die Schauspielerei.

Sie sei eher ein *loner*, also eine Einzelgängerin, sagt sie. An diesem sonnigen Mittag im beliebten «Great White»-Café in Los Angeles kann man das aber kaum glauben. Petra Sprecher sprüht nur so vor Energie, spricht mit den Leuten um sie herum, lacht viel. Sie bestellt ein Lachs-Kokosnuss-Curry und ist vom Essen begeistert. Es ist diese lockere amerikanische Art – aufmerksam, freundlich, die Chancen des Lebens packend –, die mitschwingt, wenn man die Neunundvierzigjährige trifft.

Verinnerlichen musste sie diese Lebensweise nicht, sie neigte schon immer dazu. Wohlbehütet in Aesch, Baselland, aufgewachsen, wusste Sprecher früh, dass sie dort nicht wirklich alt werden wollte. «Ich sass am Progymnasium und dachte: Hier verpasse ich mein Leben.» Sie besuchte die Comart-Zirkusschule in Zürich, ihr ungeheures Bewegungstalent («Die Comart war körperlich viel zu einfach») und die Faszination für das Trapez-ähnliche Schwungseil brachten sie im Eilzugstempo auf die ganz grossen Bühnen. Mit neunzehn besuchte sie die Zirkusschule in Montreal. Dank ihrer einzigartigen Luftnummer erhielt sie eine Stelle beim Cirque du Soleil, der berühmtesten Artisten-Show überhaupt, und ging drei Jahre auf Tournee in den USA. «Es war grossartig», erinnert sich Sprecher.

«Adrenalin pur»

1999 las sie in einem Magazin über schwarze Stunt-Frauen in Hollywood. Sprecher, die Schweizer und afrikanische Wurzeln hat, sah sich genau in dieser Rolle und fuhr nach der Tournee mit dem Cirque du Soleil nach Los Angeles. Dort liess sie sich ins Hollywood-Stunt-Verzeichnis eintragen. Ihr erstes Engagement erhielt sich nach einem Jahr: Der Film hiess «Minority Report» von Steven Spielberg mit Tom Cruise. Höher kann man nicht einsteigen. «Das war Adrenalin pur, ich machte genau das, was ich liebte», erinnert sie sich. Seither hat sie als Stunt-Frau in unzähligen Filmen, unter anderem in «Pirates of the Caribbean», und Serien mitgemacht, hat Mariah Carey gedoubelt und war als Trapezkünstlerin in einem Musikvideo von Moby zu sehen.



Chancen des Lebens: Artistin und Schauspielerin Sprecher.

Aber auch sie muss um jeden Job kämpfen, sich gegen alle anderen, die gleichzeitig einen Blockbuster-Auftrag wollen, durchsetzen. «Ellbogen ausfahren, sonst kommt man hier definitiv nicht weiter», sagt sie. Schliesslich geht es auch um das finanzielle Überleben. Als Freiberufliche zehre sie während Zeiten, in denen sie wenig bis nichts verdiene – wie während der Covid-Pandemie – von den gutbezahlten Engagements bei Warner Bros., Universal und wie die berühmten Studios alle heissen.

Sprecher mag die grosse Show, sie mag, wenn es glitzert. Deshalb sei sie in Hollywood am richtigen Ort. Doch der Stunt-Beruf ist hart und

die körperliche Belastung gross. Verschleisserscheinungen machen sich auch bei Sprecher bemerkbar, obwohl sie äusserst fit wirkt. Sie möchte sich neu erfinden und nimmt seit einiger Zeit Schauspielunterricht. Trotz der riesigen Konkurrenz scheint ein weiterer erfolgreicher Schritt in ihrer Laufbahn zumindest vorstellbar. Diversität ist in Hollywood so gefragt wie noch nie, sie kennt das Geschäft und hat Beziehungen. «Am liebsten hätte ich im neuen «Terminator» eine Rolle!» Einsicht in Sprechers Hollywood-Leben erhält man auf Instagram: @petrasprecher.

Benjamin Bögli

Fabienne Gyr, «Sportpanorama»-Moderatorin

Ein Leben ohne Raclette kann sich die 35-jährige nicht vorstellen, ein schelmisches Lachen findet sie an einem Mann attraktiv, ihre Mutter ist ihre grösste Inspirationsquelle.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Fabienne Gyr: Menschen, die hart arbeiten, damit unser Alltag funktioniert. Vom Pöstler über die Köchin bis zum Pflegepersonal.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Gyr: Niemanden. Aber mit Büne Huber von Patent Ochsner habe ich letzte Woche ein Selfie gemacht.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Gyr: Dass traurige Momente das Leben wahnsinnig bereichern.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Gyr: Das wissen nur ganz wenige.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Gyr: Humor, Ehrgeiz und Loyalität. Wenn dann noch ein schelmisches Lachen dazukommt, bin ich hin und weg!

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Gyr: Geliebte Menschen zu verlieren.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Gyr: Vor ein paar Wochen, weil ich sehr traurig war.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Gyr: Politikerinnen und Politiker mit sachlicher Kompetenz, zielorientiertem Denken, gesundem Menschenverstand und einem starken Charakter.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Gyr: Eher an eine höhere Macht – an eine Energie, die mich begleitet und unterstützt.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Gyr: Je nach Abstimmungsthema oder Initiative kann das sehr unterschiedlich sein.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Gyr: Mit meiner ersten grossen Liebe.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Gyr: «Brown Eyed Girl» von Van Morrison.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Gyr: Von alten Kindheitserinnerungen. Mit meinem Bruder auf dem selbstgebastelten Surfbrett auf dem Ägerisee oder mit den Eltern im Garten beim «Riitiseile».

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Gyr: Nichts.

Gyr: Am ehesten mit Simba aus «König der Löwen». Er ist mutig und etwas tollpatschig, aber würde alles tun für den Zusammenhalt der Familie und seine Freunde.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Gyr: Auf seine innere Stimme zu hören. Im Leben gibt es immer wieder Gegenwind, und man trifft auf Menschen, die es einfach nicht gut mit dir meinen. Da verlasse ich mich inzwischen ganz auf mein Bauchgefühl und ziehe weiter.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Gyr: Das weiss ich nicht.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Gyr: Weil ich Käse viel zu sehr liebe. Ich kann mir ein Leben ohne Raclette, Burrata und Gorgonzola nicht vorstellen.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Gyr: Ich befürchte, das erfahre ich erst, wenn es so weit ist – und das ist auch gut so!

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Gyr: Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Gyr: Ich wäre gerne eine super Handwerkerin. Selber einen Tisch schreinern, den Boden neu legen, das Bad sanieren oder einfach nur Lampen sauber anschliessen – das wär's!

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Gyr: Ganz klar mein Mami. Als alleinerziehende Frau mit einer schweren Krankheit ohne zu jammern das Leben zu meistern – und dazu noch so viel Liebe und Selbstbewusstsein weiterzugeben: Es gibt niemanden, der mich mehr geprägt und inspiriert hat.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Gyr: Wenn ich mit meinem Mann und einem guten Glas Rotwein zu Hause auf eine erfolgreiche Sendung anstosse.



«Gesunder Menschenverstand»:
Prix-Walo-Preisträgerin Gyr.

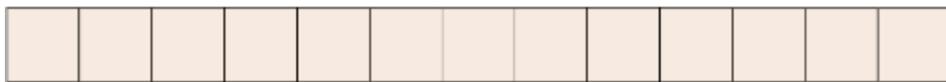
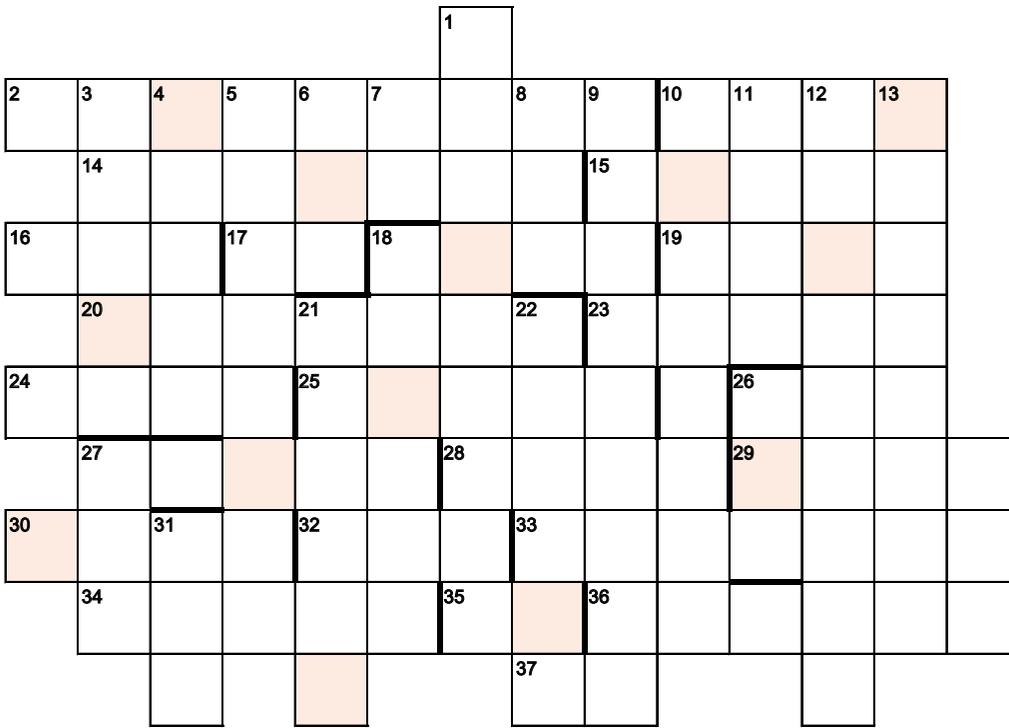
Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Gyr: Zu einem «Kafiklatsch» mit Roger Federer würde ich nicht nein sagen. Natürlich nur aus rein beruflichen Gründen!

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Gyr: Nein.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?



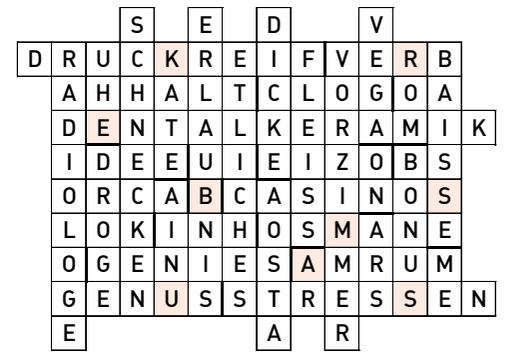
Lösungswort — in einer Pferdemetzgerei tätig?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 in der Mitte von Verhältniswort unterbrochener Bauer für Maler 10 ein Abend am Mittelmeer 14 Stelle, wo englische Karpfen vorkommen? 15 bedauernswerter Topferbsen-Teil 16 falls nicht 29 waagrecht, ein Fall für Ornithologen 17 Gewässer in Baar 18 20-waagrecht-Gegenteil 19 geliehen, manchenorts aber nicht sehr schnell 20 muss man haben, besonders als solches 23 ist für Botaniker nicht dasselbe wie für Mathematiker 24 geschütteltes Mehl 25 ein Ort für sakrale Nischenprodukte 26 fremde Luft 27 wird manch bravem Tier vorgeworfen 28 für Nicht-Musiker frühherbstlich 29 in Mülleimern zu finden 30 Arbeitsort für poetische Förster 32 Poesie-Ende 33 ist echt ätzend 34 haben Briten jeweils höchstens eine, ausser sie pokern 35 liegt nördlich von VD und südlich von SD 36 Extraenergie-Extrakt 37 knappe Normzeile

Senkrecht — 1 tun sowohl Rüpel als auch Redner manchmal grob 3 sollte immer etwa einen halben Raddurchmesser vom Boden entfernt sein 4 «der 18. Buchstabe ebenso» 5 Abrahmen nach Vermixen 6 wurde nicht im, sondern von Coop gekauft 7 ist für deutsche Sprachpuristen o. k. 8 ist in Ketchup enthalten 9 Eintopfgericht aus dem Ofen? 10 erfreut ein blutrünstiges Publikum 11 weit oben im Ranken-Ranking 12 was die Haltung von ... ohne Subventionen kaum noch tut 13 Strassburger Fernsehsender vor dem französischen Nichts 18 englische Elansünde? 21 Hauptbestandteil von 36 waagrecht 22 im Berner Oberland zu findendes Erkältungssymptom 26 metallischer Bestandteil von Aqualungen 27 werden nie gelegt, aber häufig gestellt 31 Schnurhälfte

© Daniela Feurer – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 819



Waagrecht — 5 DRUCKREIF 11 VERBrennen 14 ANHALT 15 CLOG 16 (B)OAs 17 DEN-TALKERAMIK 18 IDEE 20 (Q)UIzshows 21 FrEIZOnen 23 BS 24 ORCA 26 CASINOS 28 LOKalzeitungen 29 INHaber 30 OSMANE 32 GENIES (Anagramm) 33 AMRUM 35 GENUSS 36 STRESSEN (Str.-Essen)

Senkrecht — 1 SCHNECKEN 2 (ER)LAUB-(NIS) 3 DICKE 4 VEGAn 6 RADIOLOGE 7 UNE 8 KATE 9 ETLICHES (Anagramm) 10 ohne FLEISS kein Preis 11 VORZIMMER 12 ROM (read-only memory) 13 BAISSE (auch «Bärenmarkt» genannt) 19 HyDRO-GENkarbonat 22 ON (Obersee Nachrichten / Zürcher Sportschuhhersteller) 23 BONUS 25 AINU (Ai-Nu) 27 ChAOSTAge 31 ARS (lat. f. Kunst / Alpine Rettung Schweiz) 33 AR (Argon) 34 ME

Lösungswort — **KREBSMAUS**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

RADO

SWITZERLAND

RADO.COM

MASTER OF MATERIALS



RADO CENTRIX

Feel it!